Der

# Mäusefallen und Hechelkrämer,

eine Geschichte

sehr wunderbar und doch ganz natürlich

von

C. H. Spies.

Frankfurt und Leipzig

1793.

9. n. 3150

BIBLIOTHECA
REG
MORA

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Am Fusse der großen Eis- und Schnee-Gebürge, welche Savojen von der Schweiz trennen, lebte zu Ende des vorigen Jahrhunderts, in einem elenden Dorfe und einer noch elendern Hütte, ein armer Savojarde. In seiner Jugend durchzog er, in Gesellschaft eines Murmelthiers, ganz Deutschland, und erwarb sich durch seines Gesellschafters Künste, und durch eine ausserordentliche Sparsamkeit ein kleines Kapitälchen. Dies im geliebten Vaterlande ruhig zu verzehren, sich dort ein Hütchen zu bauen, und endlich ein Weib zu nehmen, war der feste Vorsatz, mit welchem er heim kehrte; den leztern erfüllte er schon in Schwaben. Ein Mädchen, flink und munter, aber arm und dürftig, behagte ihm herzlich. Er erklärte ihr seine Empfindung, und fand sie bereit, seine Frau zu werden, und mit ihm heim zu ziehen. Vergnügt und zufrieden lebte er mit ihr in einem dreisigjährigen Ehe-

stande. Als sie starb, hinterließ sie ihm sechs Söhne, von welchen schon dreie nach Frankreich gewandert waren, um dort — Schuhe zu puzzen. Zwei arbeiteten in den vaterländischen Bergwerken; der jüngste, als der Mutter Liebling, war noch zu Hause. Er war ein rüstiger, hübscher Pursche von siebenzehn Jahren, und würde, besser gekleidet, manchen Baron und Grafen in der Gestalt übertroffen, mancher Dame Augen auf sich gezogen haben. — "So gehts nicht länger, sagte einst sein alter Vater zu ihm, hier kanst du dir nichts erwerben, und verdienst, wenn du auch wie ein Lastthier arbeitest, kaum das trockne Brod. Folge dem Beispiele deiner Brüder; reise in ein fremdes Land! Dort hat mirs, hats deinen Brüdern besser geglückt, und wird dir wohl auch nicht fehlschlagen. Wandre je eher, je lieber! Ich gebe dir meinen Segen, und, um deiner Mutter willen, einen Laubthaler auf die Reise mit. So ausgerüstet bist du vor allem Mangel gesichert.

Der junge Wolfgang, so hatte ihm seine deutsche Mutter genant, empfieng Segen und Geld, und zog am andern Morgen aus. Sein Herz leitete ihn nach Deutschland. Die gute Mutter hatte ihm von diesem schönen Lande eine so rei-

zende Beschreibung gemacht, daß er der Begierde, es zu sehen, nicht widerstehen konte. Eh er es noch erreichte, kaufte er für sein ganzes Kapital einige Mäusefallen und Hecheln, die, wie ihm sein alter Vater erzählt hatte, im jedem deutschen Dorfe eine willkomne Waare wären, und die er auch selbst zu machen verstand. Er fand den Rath des Vaters bald gegründet. Da er die deutsche Sprache vollkommen verstand und sprach, so wuste er durch die allen Savojarden angebohrne Beredsamkeit den alten Muttern und jungen Mädchen seine Waare so anzupreißen, daß er oft in einer Woche sein Kapital und nie ohne Vermehrung umsezte. Seine wirklich blühende Gestalt, sein freundliches, nie ungestümes Bitten, erwarben ihm über dies beinahe immer ein Stückchen Brod, oft ein ländliches Mittag oder Abendmal, und stets ein freies Nachtlager; so daß er allen Gewinn samlen, und schon von Nürnberg aus, durch einen heimziehenden Landsmann seinem alten Vater aus Dankbarkeit zwei Laubthaler übersenden konte.

Von Nürnberg zog er ins Baireuthische, und kam, durch ein Ungefähr geleitet, in die Gegend des berühmten Fichtelbergs. Als er hier einst Abends müde und matt sich einem Dorfe näher-

te, an verschiedne Thüren vergebens angeklopft hatte, und überall zu seiner Verwunderung schnöde abgewiesen worden, mußte er, was so selten geschah, sein Nachtlager in der Schenke des Orts suchen. Kaum war er in die Stube derselben getreten, als der Wirth mit der Müzze in der Hand ihm entgegen kam, und sich hoch freute, das Glück und die Ehre zu haben, einen so vornehmen Gast bewirthen zu können. Er nöthigte den, über dies Kompliment erstaunenden, Savojarden sogleich in ein Nebenstübchen, und rief, ohne seine Gegenvorstellung abzuwarten, seiner Frau, die in der nahen Küche für ihr Gesinde das Abendmal bereitete. Käthe, schrie er ihr entgegen, laß alles stehen und liegen! Schlachte die fetteste Henne ab, koch eine Weinsuppe, koche was du hast! was gut und theuer ist. Der längst erwartete Gast ist angekommen; tumle dich, und laß es ja an nichts fehlen.„ — — Die Wirthin empfing diese Nachricht mit lautem Freudengeschrei, und eilte in die Küche zurück, um die erhaltnen Befehle aufs schleunigste zu vollziehn. Wolfgang, der hier nichts als Irthum vermuthen konte, ergrif jezt des geschäftigen Wirthes Hand. Mein Herr, sagt er, sie irren sich; sie müssen mich verkennen. Ich bin ein armer Savojarde, verkaufe Mäusefallen und

Hecheln. Wie könte ich solch einen Empfang verdienen?

Der Wirth. Sezzen sie sich doch, gnädiger Herr, sezzen sie sich! Sie werden müde sein! Lieber Gott, wenn man so einen weiten Weg zu Fusse machen muß, und es nicht gewohnt ist, so muß man doppelt müde werden! — — Hahaha! Ich mich irren? Hahaha! Ich irre mich nicht. Ich bin zwar nur ein armer Wirth, aber ich weis doch manches, was andre nicht wissen! — — Solch ein Glück, solch eine Ehre komt unser einem nicht alle Tage, und man muß sich dessen würdig zu machen suchen.

Wolfgang. Lieber, ehrlicher Mann, es ist unmöglich, sie müssen mich verkennen! Ich wiederhole es noch einmal: ich bin ein armer Savojarde, suche durch einen kleinen Handel ein Stückchen Brod zu verdienen, und bitte nur um ein Nachtlager.

Wirth. Hahaha! Ganz recht, das soll Ihnen ja von Herzen gern vergönt sein. Ich bedaure nur, daß ich nicht im Stande bin, eine so vornehme Person nach Würden zu bedienen, und eure Gnaden müssen schon mit dem guten

Willen vorlieb nehmen. Ein Schelm giebt mehr, als er hat!

Wolfgang. Mein Herr, so müde ich bin, so zwingen sie mich doch fort zu gehen, und bei irgend einem Bauern ein Nachtlager zu suchen. Es muß hier ein Irthum vorgehen, den ich auf keine Weise benuzzen will.

Wirth. Um Gotteswillen, sie werden mich ja nicht unglücklich machen? werden mich ja nicht verschmähen? Freilich, freilich! ich sehs ein. Ich habe gefehlt; aber, Gott weis, aus lauter Freude, aus lauter Vergnügen! Ich hätte nicht so dum sein, hätte sie für das ansehen sollen, für was sie angesehen sein wollen! Ich bitte tausendmal um Vergebung, aber bleiben sie nur! Ich müßte grade zu verzweiflen, wenn sie mein Haus verachten, und bei einem andern ein Nachtlager suchen wollten.

Wolfgang. Ich begreife ihre Entschuldigung eben so wenig, wie ihre Einladung. Sie nanten mich, gnädiger Herr, euer Gnaden! Ich wiederhole es noch einmal: sie verkennen mich, und so lange sie dies nicht einsehen, so lange kan̄ ich auch ihre Einladung nicht annehmen.

Wirth. Je nun, lieber Gott, ich gestehs ja herzlich gerne, daß ich gefehlt habe; ich sehe meinen Irthum ein, und bitt um Verzeihung. Ich weis, und glaubs ja, daß Euer — — Je! daß sie aus Savoien kommen, und mit Mäusefallen und Hecheln handeln. Sind sie nun beruhigt? Sind sie zufrieden? Werden sie bei mir bleiben?

Wolfgang. Vom Herzen gerne; denn dies ist eben meine Bitte. Aber nun müssen sie auch die bestellte Malzeit absagen!

Wirth. Nein! Nein! alles was sie wollen, nur dies nicht! Ich weis, was sich ziemt und gebührt. Ich bin allen Savojarden vom Herzen gut, und sie werden mir erlauben, daß ich sie, so wie ichs vermag, bewirthe.

Wolfgang (lachend): Mein Magen ist damit ganz wohl zufrieden, aber mein Beutel desto weniger. Und ihnen ihren Irthum ganz zu benehmen, muß ich ihnen grade zu sagen, daß mein ganzes Vermögen kaum hinreichen würde, diese Malzeit zu bezahlen.

Wirth. Bezahlen? Um Gottes Willen! Wer redt denn von Bezahlung? Ich will sie ja

keinesweges als Gastwirth, sondern als — als ein guter Freund, mit dem wenigen, was ich habe, bewirthen. Bezahlen? Ja! da kämen sie mir recht! und wenn sie mir eine Handvoll Dukaten geben wollten, ich würde nicht einen einzigen annehmen. Bleiben sie acht Tage, bleiben sie einen Monat, ein ganzes Jahr bei mir, und nennen sie mich den schlechtesten Kerl, wenn ich einen Kreuzer begehre! Ich bin auch in der Fremde gewesen, ich weis, wies thut, wenn man so ungefähr einen gutherzigen Mann antrift, der sein weniges mit einem theilt. Was ich thue, thue ich aus redlichen Herzen, aus gutem Willen, und den werden sie doch nicht verschmähen?

Wolfgang. Nein gewiß nicht, ich nehme ihn im Gegentheile mit vielem Danke an.

Wirth. Sie beschämen mich ordentlich! Sie mir danken! — — Ich habs ja schon gesagt, ich thu es aus keiner eigennüzzigen Absicht, sondern blos, wenn sie wollen, als ein gutes Werk; und so etwas wird einem, ehe man vermuthet, ehe man sichs einbildet, oft sehr reichlich vergolten. Sie bleiben doch bei mir?

Wolfgang. Wie könte ich solch einer Einladung widerstehen? Mein Vater, der auch in Deutschland war — —

Wirth. Ja, war er? war er? Nun das freut mich doppelt. Ob er wohl auch in unsrer Gegend gewesen ist?

Wolfgang. Leicht möglich!

Wirth. Ja! Ja! Hehehe! Leicht möglich! Doch sie wollten etwas von ihrem Herrn Papa — von ihrem Vater wollte ich sagen, erzählen!

Wolfgang. Mein Vater hat mir viel von den biedern, rechtschafnen und gutherzigen Deutschen erzählt; aber solch eine Einladung, solch eine Ehre ist ihm wohl schwerlich auf seiner Wanderschaft wiederfahren.

Wirth. Nun, das freut mich; freut mich ausserordentlich! Aber sezzen sie sich doch!

Wolfgang. (sezt sich) Nur muß ich sie nochmals bitten, wenn sie sich etwan doch in meiner Person irren, und diesen Irthum früh oder spät entdecken sollten, daß sie mir nicht die geringste Schuld beimessen. Ich habe, glaube

ich, alles gethan, um sie zu überzeugen, daß ich nichts als ein armer Savojarde bin! — — Lesen sie hier meinen Paßport, der kann sie noch mehr, und vollkommen überzeugen!

Wirth. Je, du mein Gott! Ich glaube es ja! — aber weil sies befehlen, so will ich den Paß lesen: (ließt und reicht ihm solchen lächelnd wieder) Ja, ja! Alles recht! Alles so, wie sie gesagt haben! Ein Paß ist auf der Reise allemal nöthig, man mag nun, wie unser einer, oder wie große Herrn inkogito reisen. Doch ich muß nur Anstalt machen; lassen sie sich die Zeit nicht lang werden, ich bin gleich wieder hier!

Indeß nun der Wirth hin und her lief, die Gläser schwenkte, ein sauberes Tischtuch hervor suchte, und die zinnernen Löffel mit Kreide puzte, saß Wolfgang da, und wußte nicht, was er denken sollte. Oft gerieth er in Versuchung, an des Wirths richtigem Verstande zu zweifeln; aber alle seine übrigen Handlungen, die Akkuratesse, mit welcher er jedem Gaste in der Nebenstube seinen Krug Bier aufschrieb, überzeugten ihn vom Gegentheil, und vermehrten seine Verwunderung. Das Abendmal ward, unter

hundert Betheurungen, daß man in der Eil nicht mehr vermöchte, aufgetragen. Die Wirthin vermehrte die Gesellschaft, und so sehr auch Wolfgang bat, so war doch, weder sie, noch ihr Mann, zu vermögen, Theil am Male zu nehmen, und sich an Tisch zu sezzen. Beide stunden hinter seinem Stuhle, und harrten seines Winkes. Wolfgang, dem es in seinen Leben noch nicht so wohl geworden war, vergaß beim Anblick der rauchenden Schüsseln jeden Zweifel; ließ sichs zur grösten Freude der Wirthin herlich schmecken, und leerte manches Glas sauern Landwein auf ihre Gesundheit aus.

Nach aufgehobener Tafel wurde er unter neuen Komplimenten nach der Oberstube geführt, wo Wirth und Wirthin nochmals baten: mit dem schlechten Nachtlager diesmal vorlieb zu nehmen, und zu bedenken, daß man sich eines so angenehmen Gastes so bald nicht versehen habe. Wolfgang fing, als er allein war, über sein unverhoftes Glück Betrachtungen zu machen an; er konte es nicht begreifen, wie man einem armen Savojarden so auszeichnend, so liebreich begegnen könne; er muthmaßte gewissen Irthum, und beruhigte sich nur mit der

eben so gewissen Uiberzeugung, daß er zur Vermehrung desselben nichts beigetragen habe. Die weichen Betten verhinderten bald alle andre Vorstellung; sie beförderten seinen Schlaf, aus dem ihn erst, schon spät am andern Tage, ein leises Klopfen an der Thüre erweckte. Er stand hurtig auf, zog seinen Kittel eben so geschwinde an, und öfnete dem Klopfenden die Thüre. Die Wirthin trat mit Koffee und allem Zugehör herein, wünschte ihrem Gast wohl geschlafen zu haben, und erkundigte sich zugleich: ob er nicht erlauben wolle, daß ein vornehmer Herr aus der Nachbarschaft mit ihm frühstücken könne? Wolfgang versicherte, daß er hier gar nichts zu befehlen, folglich auch eben so wenig zu erlauben habe; daß ein Frühstück sowohl, als auch ein vornehmer Besuch für ihn eine unverdiente, unerwartete Ehre sei; und es also blos von der Güte des vornehmen Herrn abhange, ihn dessen würdigen zu wollen. Die Wirthin hüpfte so gleich fort, und trat eben so geschwind mit einem etwas ältlichen Herrn herein, der ein grünes, mit Gold besetztes Kleid trug. Wolfgangs Verlegenheit mehrte sich bei den Anblick eines so vornehmen Herrn um ein großes.

Besuche dieser Art waren ihm noch nicht vorgekommen; er wußte sich dabey gar nicht zu benehmen, und vermuthete über dies noch, daß dieser Herr aus keiner andern Absicht gekommen sey, als seinem Wirthe den unbegreiflichen Irrthum, den er in Ansehung seiner Person hegte, zu benehmen. Es war also gar kein Wunder, daß Wolfgang ganz verwirrt da stund, zu zittern anfieng, und nur durch das Bewußtseyn, das er jenen Irrthum auf keine Weise unterstützt oder veranlaßt habe, aufrichtig erhalten wurde. Doch so verwirrt er Anfangs war, so sah er doch bald zu seiner grossen Verwunderung, daß sein Gast in keiner bessern Lage sich befinde. Der mit Gold bordirte Herr machte stumme Bücklinge, tiefe Complimente, sprach von Freiheit, um die er bitte; von Verzeihung, die er sich nehme; gieng dann auf Glück und Ehre, auf unerwartete Freude über, und blieb endlich gar stecken. Ein oft wiederholtes Husten und Räuspern sollte zwar die Verlegenheit deß Redners verbergen: aber so wenig Wolfgang auch Welt und Menschen kannte, so sah er doch sogleich ein, daß dieser Herr keineswegs ihm zu drohen, oder zu schaden gekommen sey, und er ruhig abwarten könne, was aus diesem neuen und unerwarteten Betragen erfolgen würde. Er bat daher seinen Gast sich niederzulassen, und als dieser versicherte, daß er dem angenehmen Befehl auf keine Weise eher befolgen würde, bis Wolfgang nicht ein gleiches thue, so sezte sich dieser an seine Seite, und

die geschäftige Wirthin begann Koffee einzuschenken.

Aus ihrem Munde erfuhr er nun, daß sein Gast ein gnädiger Herr, und der gebietende Herr des Dorfs sey; daß er ein schönes Schloß, eine halbe Stunde von da entfernt, besizze, und sich ein wahres Vergnügen daraus mache, jeden Fremden daselbst zu bewirthen. Der gnädige Herr — er soll, weil ich den wahren Namen verschweigen will, Herr von Tiefenthal heissen — bejahte jede Rede der Wirthin, und fügte am Ende hinzu: daß er sichs für die größte Ehre, für ein wahres Glück und unendliches Vergnügen schätzen würde, wenn auch Wolfgang ihn besuchen und einige Zeit bei ihm zubringen wolle. Sehr überraschend war schon diesem der Besuch eines gnädigen Herrn gewesen, noch weit superlativischer war ihm daher solch eine Einladung; er befand sich, um schulmäßig zu sprechen, weit über der höchsten Vergleichungsstaffel der Verwunderung, und vermochte sie daher nicht auszudrücken.

Tiefenthal. Ich mache mir wirklich grosse Hoffnung, dieses Glückes theilhaftig zu werden, und bitte nochmals um Erhörung meiner Bitte.

Wolfgang. Gnädiger Herr, sie sehen meiner Verwirrung, meiner Verwunderung höchsten Grad! Was kann sie veranlassen, — und —

wenn ich so kühn seyn darf, weiter zu fragen: was kann sie bewegen, einen fremden, äusserst armen Savojarden auf ihr Schloß einzuladen? Sie müssen mich verkennen; müssen durch einen unbegreiflichen Irrthum betrogen, mich für einen andern, weit wichtigern Mann halten. Ich versichere sie daher aufs heiligste, daß der Kittel, den ich trage, meinem Stande vollkommen angemessen, daß er mein bestes, mein einziges Kleid, daß mein Vater, zwar ehrlich und redlich, aber einer der ärmsten und niedrigsten unter allen Bewohner von Savojen ist, und überlasse es jezt der Entscheidung ihrer Vernunft: ob sie ihre für mich ganz unverdiente Bitte wiederholen wollen und kennen?

Tiefenthal. Ich wiederhole sie nicht allein, sondern versichere sie nochmals, daß es mir das größte Vergnügen verursachen wird, wenn sie solche erfüllen.

Wolfgang. Wie ich diese Ehre nach solch einer Erklärung noch verdiene, begreiffe ich freilich nicht; aber Thorheit würde es von mir seyn, wenn ich sie jezt nicht annehmen wollte. Gottes Führung ist oft wunderbar, und daß ich armer, völlig fremder Mann hier auf einmal solche vornehme, und ganz uneigennützige Freunde finde, ist sicher ein Werk derselben. Ich werde heute noch meine Aufwartung bei Euer Gnaden machen, und gewiß alle Wohlthaten, die sie mir so unverdient

erzeugen wollen, mit dankbarstem Herzen annehmen und wenigstens dadurch zu verdienen suchen.

Tiefenthal. Sie verkennen mich ganz, wenn sie glauben, daß ich eigennützig bei meiner Einladung denke. oder dadurch Dank zu verdienen hoffe. Ich erfülle blos Pflicht und ein Gelübde, dem ersten Fremden, der die hiesige Gegend besuchen wird, seinen Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen! — — Nun habe ich Ihnen aber noch verschiedene Vorschläge und Bitten vorzutragen. Wollen sie wohl so gütig seyn, und mich anhören?

Wolfgang. Ihre Großmuth und Höflichkeit macht mich stumm. Befehlen sie mit mir; was in meiner Macht steht, werde ich gewiß erfüllen.

Tiefenthal. Ich wünsche, und will sie, in meinem Schlosse als einen Freund, als einen innig Bekannten bewirthen. Ihre Kleidung, die sie jezt tragen, der Handel, den sie da mit Hecheln und Mäusefallen führen, würde dies, wo nicht unmöglich, doch sehr auffallend machen. Die Bauern der hiesigen Gegend sind überdies, aus sehr verzeihlichem Irrthume, gegen alle Fremde und besonders gegen Italiener, äusserst mißtrauisch und wirklich grob.

Wolfgang. Dies kann ich selbst bezeugen; denn ihr ganz widriges und scheues Betragen

zwang mich gestern wider Willen, mein Glück hier im Wirthshause zu suchen.

Tiefenthal. Dieser bereits erwähnten Ursachen, und ihrer eigenen Ueberzeugung wegen, wäre daher mein Rath und meine Bitte, daß sie — wenn nicht etwann ein besonders Gelübde dies ausdrücklich heischt -- ihre bisherige Kleidung, und ihre Waaren ablegen, und so lange sie sich bei mir aufhalten, in einer anständigen Kleidung erscheinen möchten. Ich versichere sie, daß sie ihren Entzweck, der sie etwann hieher führt, dadurch weit besser als auf die jezige Art erreichen werden.

Wolfgang. Gnädiger Herr, ich verstehe sie nicht; aber immer klärer und deutlicher wird mirs, daß sie mich verkennen. Wie kann ich mit dem besten Willen ihr Verlangen befriedigen? Dieser Beutel enthält meine ganze Baarschaft, mein ganzes Haab und Gut. Es sind sieben Gulden und einige Kreuzer darinne. Urtheilen sie selbst: ob diese hinreichend sind, mich davon anständig zu kleiden? Und wollte ich —

Tiefenthal. Erlauben sie, daß ich ihnen ins Wort falle. Ich weiß ganz wohl, daß sie wenig Geld bei sich führen, auch mehr nicht haben können, und aus dieser Ursache bitte ich sie, mir zu erlauben, daß ich alles, was ihnen nöthig ist, besorgen darf.

Wolfgang. Ich? Erlauben? — — sie sehen, ich kann auf dies, wie auch vieles vorhergehende gar nicht antworten. Wolle sie einen armen Teufel glücklich machen; haben sie wirklich gelobt, sich eines Fremden väterlich anzunehmen, und soll ich dieser Glückliche seyn, so muß, so werde ich es mit dem größten Danke erkennen. Mehr kann ich ihnen auf alle ihre großmüthige Anträge nicht antworten.

Tiefenthal. Lassen sie sich umarmen! Wir wollen, wir werden gewiß Freunde, innige Freunde werden; und jezt hören sie meinen ganzen Vorschlag. Ich hatte einen Sohn, — er war in ihrem Alter, hatte ihre Gestalt, ihre Grösse. Vor einem Jahre starb er auf Universitäten. Man sandte mir seine Kleider, seine ganze Haabseligkeiten. Der Schmerz, den einigen Sohn so bald, so früh verlohren zu haben, verhinderte mich immer diesen Koffer zu öffnen, und ich bestimmte schon lange her den ganzen Inhalt desselben zum Besten eines armen Reisenden. Hier ist der Schlüssel; der Koffer steht vor der Thüre, und wird sogleich herein gebracht werden; ich warte indeß unten, bis sie sich angekleidet haben, und dann fahren sie in meinem Wagen mit auf mein Schloß. (Sieht nach der Uhr) Es ist bald Mittag; wir haben also keine Zeit zu verlieren.

Tiefenthal nahm jezt unter vielen Complimenten Abschied, und der erstaunte Wolfgang

blieb unbeweglich stehen. Noch hatte er sich von diesem Erstaunen nicht erholt, als die geschäftige Wirthin mit einer Magd herein trat, und neuen Stof zum Erstaunen, einen grossen, schweren Koffer zu seinen Füssen stellte. Ich wette, gnädiger Herr, sagte die Wirthin, als sich die Magd entfernte, sie würden sich nicht so lange geweigert haben, unsern gnädigen Herrn auf sein Schloß zu begleiten, wenn sie gewußt hätten, wen sie dort antreffen werden!

Wolfgang. Wen kann ich dort finden? Wen antreffen, den ich kennte, der mich interessirte?

Wirthin. (heimlich) Ein scharmantes, schönes, allerliebstes, niedliches Kind, unser gnädiges Fräulein Luise. Sie ist erst sechzehn Jahr alt, hat aber Verstand, wie eine Frau von achtzig Jahren. Sie ließt beständig in Büchern, spielt auf dem Klavier; kurz sie ist ein Mädchen, wie's weit und breit keine giebt. Und reich, sehr reich wird sie auch einmal werden, wird zwei schöne Güter erben, wird — doch ich stehe da, und plaudere, und denke nicht dran, daß sie sich ankleiden müssen. Machen sie ja bald, der gnädige Herr wartet unten.

Sie entfernte sich mit einem tiefen Knixs, und überließ Wolfgangen den Koffer zu beliebigem Gebrauche. Lange stand dieser unentschlossen da, bis er ihn endlich öffnete, und beim Anblicke so

schöner, so herrlicher Kleider in neue Verwunderung und Entzücken ausbrach — Ich würde zu weitläuftig werden, wenn ich dies alles beschreiben, wenn ich sein linkes, komisches Benehmen beim Ankleiden schildern wollte. Er brauchte mehr als eine Stunde Zeit, und stand endlich als einer der ersten Stuzer gekleidet, da. Er hatte ein blaues Kleid mit Dressen an; sein langes schwarzes Haar, das er sonst in einem fest geflochtnen Zopfe trug, war gelößt, und mit einem Kamme nachläßig hinauf gesteckt; die von Natur gekräuselten Haare bildeten an jeder Seite Locken, wie sie kein Friseur schöner, wenigstens nicht natürlicher formen konnte. Ein grosser Huth, der nach Sitte damaliger Zeiten ebenfalls bordirt, und obendrein rund herum mit einer Feder garnirt war, gab ihm das vollkommne Ansehen eines Kavaliers. So betheuerte es wenigstens die Wirthin, welche sich schon einigemal an der Thüre gemeldet hatte; so bestättigte es ebenfalls der Wirth, und endlich selbst der gnädige Herr von Tiefenthal, der ihn umarmte; seinen zweyten, seinen wiedergefundenen Sohn nannte; ihn nebst den Koffer auf seinen Wagen packte, und voller Freude, voller Vergnügen mit ihm davon fuhr. Wolfgang ließ dies alles stillschweigend geschehen, denn er glaubte wirklich zu träumen, und fürchtete sich aus dieser angenehmen Täuschung plözlich zu erwachen. Er betrachtete ohne Unterlaß sein schönes Kleid, zupfte an seinem Manschetten-Hemde, und brannte von Begierde, sich bald in

einem Spiegel betrachten zu können. Tiefenthal schwazte viel und bat ihn oft, jezt ganz seines vorigen Standes zu vergessen. Wolfgang antwortete blos einsilbig, und bemerkte erst am Ende des Wegs, daß er sehr undankbar an seinem Wirthe und seiner Wirthin gehandelt, und sich nicht einmal für das gestrige so herrliche Mahl und Nachtlager bedankt habe. — Das können sie, antwortete Tiefenthal, wenn sie ja so gar gewissenhaft sind, diese Tage einmal thun, können es den Leuten auf irgend eine andre Art vergelten. Wie er eben diese Rede geendiget hatte, stand der Wagen vorm Schlosse. Ein Jäger hob beide heraus, Wolfgang gieng an der Hand seines neuen Wirthes die Treppe hinauf, tratt mit ihm ins Zimmer, und fand dort Fräulein Luisen, die eben auf dem Klaviere klimperte. Sie stand so gleich auf, und gieng dem Kommenden entgegen. Da, Luise, sagte ihr Vater, bring ich dir einen Gast, der dir, wenn ich auf der Jagd bin, die Zeit zu vertreiben, mit dir spazieren zu gehen, zu singen und in hübschen Büchern zu lesen versprochen hat.

Wolfgang machte nach dieser Aufführung einige krumme Bücklinge. Er wollte zwar etwas von Ehre, Gnade und Bekanntschaft sprechen, da er aber unmöglich seine Ideen gehörig ordnen konnte, und das schöne Fräulein nur schüchtern anzublicken wagte; so überließ er es ihr, sich das ganz zu denken, was er nur abgebrochen daher

stammlete. Fräulein Luise, die von seiner Ankunft schon unterrichtet seyn mußte, freute sich nun der Ehre, mit einem so weit gereißten Manne näher bekannt zu werden. "Schon längst, fuhr sie fort, hat man mir Italien als ein Paradies geschildert, und ich hoffe, durch sie die nähere Beschreibung und Bestättigung dieser Schilderung zu hören." Wolfgang, dem Mutter Natur mit einer guten Portion Verstand, und mit einer noch stärkern Portion Wiz begabt hatte, rafte nun alle seine Kräfte zusammen, um doch einmal auf etwas antworten zu können. Er versicherte Fräulein Luisen zwar etwas weitläuftig, aber doch immer naiv genug, daß Italien unmöglich ein Paradies genannt zu werden verdiene, weil diesem Lande der größte Vorzug desselben, eine schöne Eva, mangle; Deutschland aber allerdings die Benennung mit mehrerem Rechte verdiene, weil er eben in diesem Lande izt das Glück geniesse, der schönsten Eva in der Welt sein Compliment zu machen.

Vater und Tochter vereinigten sich nun, diesen witzigen Einfall zu bewundern, zu belachen, und Wolfgang gewann dabey Zeit, sich in einem grossen Spiegel, den er eben gegenüber stand, zu betrachten. Er fand, daß ihn sein Anzug herrlich kleide, daß er wirklich schön sey, und allerdings einen Kavalier vorstellen könne. Diese Ueberzeugung machte ihn stolz, und verminderte seine Blödigkeit. Er blickte freyer umher, und verweilte mit seinem Blicke in Luisens schönen

Augen, die diesen etwas frechen Blick nicht zu ertragen vermochten, und sich schamhaft zur Erde senkten. Wolfgang war wirklich ein sehr schöner Mann, Fräulein Luise nicht minder eines der niedlichsten weiblichen Geschöpfe, und doch war zwischen ihnen beyden, ein so grosser, ein so auffallender Kontrast, den ich zu beschreiben gezwungen bin, um ihn anschauend darzustellen.

Wolfgang war groß, stark von Person, sein Gesicht war von der Sonne gebrannt, und daher merklich braun, seine Wangen waren hoch geröthet, sein grosses Auge, sein langes Haar glänzte in dunkler Schwärze.

Fräulein Luise war mehr klein als groß, hatte eine der schönsten, beynahe zu feinen Taillen, ihr Auge war eines der hellblauesten, ihr Haar äusserst blond, das Gesicht milchweis mit angenehmen Blau durchnezt, und ihre Wange nur sehr blaß geröthet. Beyde verdienten also schön genannt zu werden; beyde waren es in der That; aber auch eben so gewiß auf ganz entgegen gesezte Art. Denn alles mangelte Luisen, was Wolfgang im Ueberfluß besaß.

Der Ruf zur Tafel machte den Fragen und Antworten ein Ende. Fräulein Luise reichte Wolfgangen ihren Arm, und da ihr dieser, anstatt ihn anzunehmen, bloß ein stummes Compliment machte, und endlich gar voran gieng, so folgte

sie ihm mit der gewissen Uiberzeugung, das dies in Italien so Sitte seyn müsse. Wolfgangs bäurisches einigemal beinahe ungesittetes Betragen bey der Tafel wurde von ihr aus eben diesem Gesichtspunkte beurtheilet, und ihr gewiß nicht alberner Verstand schloß eben so natürlich: daß Wolfgang, wenn er mit der deutschen Artigkeit, und französische Politesse näher bekannt werden würde, ein angenehmer, und so gar liebenswürdiger Mann seyn müsse. Eben hatte man das lezte Glas Wein geleert, zum leztenmal die Gesundheit des neuen Gastes getrunken, als der Ton eines Posthorns die Anwesenden ans Fenster rief. Ein Wagen, mit vier raschen Hengsten bespannt, hielt am Thore, und die Gräfin von M... stieg aus. Herr von Tiefenthal, der sich der Ehre, von ihr besucht worden zu seyn, noch nie erinnerte, eilte sogleich mit seiner Tochter Ihro Exzellenz entgegen. Wolfgang blieb einsam im Saale stehen, und dachte eben ängstlich nach: wie lange wohl die ihm so angenehme Täuschung dauern könne? als Tiefenthal mit der Gräfin an der Hand herein tratt. Eine neue Verlegenheit für den armen Wolfgang, der keineswegs wußte, wie er sich gegen diese Dame betragen sollte, und doch auch herzlich wünschte, seinem so gütigen Wirthe keine Schande zu machen. Dieser hatte indeß die Gräfin nach dem Kanapee geführt, und wandte sich nun zu Wolfgangen. Dies ist, sagte er, Ihro Excellenz; die Frau Gräfin von M...! Dies,

indem er sich wieder gegen die Gräfin wandte, und auf Wolfgang zeigte, dies ist ein sehr guter Freund von mir, der eben aus fremden Ländern kömmt, und mir die Ehre erzeigt, einige Zeit bei mir vorlieb nehmen zu wollen. — Wolfgang machte einige tiefe Bücklinge, welche zu seinem Erstaunen die Gräfin aufs freundlichste und so gar aufstehend erwiederte.

Gräfin. Es ist mir eine besondere Ehre, Sie kennen zu lernen. Darf ich so frei seyn, nach ihren Namen zu frageu?

Wolfgang. Ich — ich heisse eigentlich —

Tiefenthal. (ihm ins Wort fallend) Ihro Excellenz sehen die Verlegenheit meines Freundes! Verschiedene und gewisse Umstände verhindern ihn, hier Landes seines Namen bekannt zu machen. Er ist incognito gekommen und will auch eben so wieder abreisen. Unterdessen habe ich die Ehre, Euer Excelleuz zu versichern, daß mein Freund aus einer der ältesten und angesehnsten Familien herstammt, und daß eben so wenig irgend ein Verbrechen oder Unfall ihn sich zu nennen verhindern.

Gräfin. Auch ohne ihre Versicherung, Herr von Tiefenthal, würde ich dies geglaubt haben. Mein lieber Unbekannter, sie verzeihen, wenn ich sie nicht gehörig titulire, setzen sie sich doch zu mir! O näher — — immer noch näher! Halten sie die deutschen Frauenzimmer denn für

so spröde, oder — was freilich unsrer Einbildung ein grosses Compliment wäre — für zu gefährlich? Hm?

Wolfgang — blieb die Antwort schuldig, und schob seinen Stuhl näher.

Gräfin. Sie können nicht glauben, wie sehr ich gereißte und folglich erfahrne Männer schätze, wie gerne ich ihres Umganges geniesse, und mit welchem Vergnügen ich ihre Erzählungen anhöre! Kommen sie directe aus Italien, oder? —

Tiefenthal. Um Vergebung, Euer Excellenz, mein Freund kommt nicht aus Italien; war nie dort, ist also auch kein Italiäner.

Wolfgang staunte ihn bei diesen Worten an, und verlohr nun vollends alle Fassung, weil er nicht begreifen konnte: warum sein Wirth der Gräfin gradezu Unwahrheiten ins Gesicht sagte?

Gräfin. (verwundrungsvoll) Kein Italiener? Nie in Italien gewesen? Und ich hätte drauf schwören, mein bischen Larve, meine ganz kleine Portion vom Verstande verwetten wollen, daß ihr unbekannter Freund ein Italiener sey! Diese römische Nase, dies schwarze Auge und noch schwärzere Haar scheint es deutlich zu beweisen! Doch man kann sich irren; man kann aus unbekannten Ursachen auch absichtlich zum Irrthum

verleitet werden! Was sagen sie dazu, Herr von Tiefenthal?

Tiefenthal. (verwirrt) Ich kann nichts anders thun, als meine Versicherung widerholen! — — Befehlen Euer Excellenz, eine Tasse Koffee? Luise, schelle doch, und laß Koffee bringen.

Die Unterhaltung nahm nun einen andern Gang, die Gräfin protestirte gegen allen Koffee, Tiefenthal bestund darauf, und er ward gebracht. Man sprach vom Wetter, von der Landwirthschaft, von Staatsgeschäften, und so oft die Gräfin die Unterredung auf Wolfgangen lenken, irgend eine Frage an ihn thun wollte, so oft wußte auch Tiefenthal dieser Frage durch eine andere auszuweichen; so daß Wolfgang zu seinem innigen Vergnügen einen blos stillen Zuschauer abgeben konnte, und nur dann und wann seinen Beyfall oder Verwunderung durch Mienen auszudrücken brauchte. Nach langen, vergeblichen und sehr sichtbaren Versuchen, mit Wolfgangen näher bekannt zu werden, erhob sich endlich die Gräfin von ihrem Sitz. Tiefenthal bath zwar um längern Genuß der grossen Ehre, sie ward ihm aber nicht gewährt, weil die Sonne schon sehr tief stand, und die Gräfin, noch vor ihrem Untergange, wieder auf ihrem Schloße seyn wollte. Sie schied unter vielen Komplimenten, und bedauerte herzlich: daß sie mit dem fremden Herrn

nicht näher Bekanntschaft hätte machen können. Sie haben ja, sagte sie zu Wolfgangen, die ganze Zeit, daß ich hier war, kaum eine Silbe mit mir gesprochen? Wissen sie wohl, daß ich mit Recht auf sie böse seyn könnte!

Wolfgang. Euer Excellenz verzeihen! —

Gräfin. (lachend) Daß ich schon wieder stumm bin! Nun, nun! Ich verzeihs ihnen gerne, weil ich ihre Absicht errathe und billige! Doch ganz ungestraft sollen sie nicht entkommen? Zur Strafe sollen sie mich nach meinem Wagen begleiten!

Sie machte nun ringsherum einen tiefen Knix, faßte Wolfgang beym Arm, und zog ihn hüpfend mit sich die Treppe hinunter. Tiefenthal folgte natürlich sammt seiner Fräulein Tochter. Am Wagen stand die Gräfin stille, und blickte rings umher. Ein herrlicher, ein schöner Abend! rief sie endlich aus. — Ja wohl, ein sehr herrlicher Abend, lallte der verwirrte Wolfgang ihr nach!

Gräfin. So haben sie auch Gefühl für dergleichen Scenen? Dann wohl mir und ihnen! Dann soll uns nichts hindern, ihn mit einander zu geniessen. Sie müssen mich bis an mein Schloß begleiten; ich lasse sie alsdann im nemlichen Wagen zurückfahren.

Wolfgang. Euer Excellenz! — —

Tiefenthal. So sehr mein Freund diese Ehre zu schätzen weiß, so — —

Gräfin. (ihm ins Wort fallend, zu Wolfgang) Sie werden mir doch keinen Korb geben? Mir doch meine erste Bitte nicht abschlagen? Ums Himmels Willen, bedenken sie doch, daß ich ein Frauenzimmer bin. Nur hinein! nur voran! —

Die geschäftigen Bedienten ergriefen jezt Wolfgangen unter den Arm, hoben ihn in Wagen, die Gräfin folgte sogleich nach, die Thüre flog schnell zu, und eben so schnell rollte der Wagen fort. So grosses Geräusch der Wagen auch machte, so hörte man doch darunter Tiefenthals protestirende Stimme ertönen, der wirklich dem Wagen nachlief. Die Gräfin legte sich in Schlag, verbat sich lächelnd die vielen Complimente, und rief ihm zu, daß sein Gast bald rückkehren würde. Die muntern Hengsten liessen ihn bald zurück, und die Gräfin wandte sich zu Wolfgangen, der angstvoll in die Ecke sich schmiegte.

Gräfin. Wirklich einer der schönsten, heitersten Abende, den ich erlebt habe!

Wolfgang. Ja, Euer Excellenz, ja!

Gräfin. Haben sie den Tasso gelesen?

Wolfgang. Gelesen? Nein!

Gräfin. So wären sie wirklich kein Italiener?

Wolfgang. Nein! Ich — ich bin aus Savojen!

Gräfin. Armer Mann! Wie die Verstellung ihnen so schwer fällt! Wie sie immer nur mit einem einsilbigen Ja oder Nein sich zu schützen suchen, und dadurch eben ihre ganze Blösse zeigen. Bei mir brauchts keine Verstellung. Ich kenne sie, Signor, ich kenne sie ganz gewiß!

Wolfgang. Euer Excellenz kennen mich?

Gräfin. Ja, ja, ja!

Wolfgang. Wenn mich Euer Excellenz wirklich kennen sollten, so würden sie schwerlich mit mir im Wagen fahren!

Gräfin. Haha! Sie wollen mich wieder auf Abwege führen; aber eben diese kenne ich schon. Waren sie gestern Abends nicht im Wirthshause zu L..? Haben sie nicht erst diesen Morgen den Herrn von Tiefenthal kennen gelernt? Sind dies nicht seines Sohnes Kleider?

Wolfgang. Da Euer Excellenz alles wissen, so brauche ich es gar nicht zu läugnen;

sehe auch nicht einmal die Absicht ein, warum ich es läugnen sollte. Ja, Euer Excellenz, ich bin ein armer Savojarde, der bisher sein Brod durch Mäusefallen und Hechelverkauf zu verdienen suchte, der sich noch gestern Abends, als er eben diese Strasse wandelte, das Glück, welches ihn erwartete, gar nicht träumen ließ, und der bis auf diese Stunde noch nicht weiß, und keineswegs begreiffen kann: warum Herr von Tiefenthal so äusserst großmüthig, so väterlich an mir handelte? Warum er sogar mich bei Fremden als eine Standsperson aufführt, und seinen Freund nennt?

Gräfin. Sie sehen wirklich seine Absicht nicht ein?

Wolfgang. Nein!

Gräfin. Sie besitzen mehr Verstellung, als ich anfangs glaubte. Wie gefällt ihnen Fräulein Luise?

Wolfgang. Sie ist ein sehr schönes Frauenzimmer, und, wenns nicht die größte Verwegenheit von einem so niedrigen und armen Manne, wie ich bin, wäre, so würde ich sagen: sie gefällt mir recht sehr!

Gräfin. Hahaha! Und sie sehen Tiefenthals Absicht noch nicht ein?

Wolfgang. Halten es Euer Excellenz meinem Unverstande zu gut, aber ich muß es noch einmal wiederholen: ich sehe seine Absicht gar nicht ein, und verstehe Euer Excellenz eben so wenig.

Gräfin. Weil sie mich denn mit Gewalt zwingen, so will ich es ihnen klar und deutlich sagen: Herr von Tiefenthal hoft in ihnen bald den Bräutigam seiner Tochter zu sehen.

Wolfgang. Solch eine Absicht hätte ich freilich nicht vermuthet; aber, Euer Excellenz, die ihrige errathe ich allerdings. Sie wollen mich zum besten haben; sie wollen mit mir scherzen, und so weh mir dieser Scherz in Ansehung meines Wohlthäters thut, so muß ich mir ihn doch gefallen lassen. Nur bitte ich Euer Excellenz, zu überlegen, daß Herr von Tiefenthal mich kennt; daß er eben so gut, wie sie, es weiß, daß ich einer der ärmsten Savojarden bin; daß ich ihm meine Abkunft, meinen Stand gar nicht verläugnet, sondern ihn vielmehr ernstlich vor jedem Irrthum gewarnt habe; und er mich nach allen diesem versichert hat, daß er blos eines Gelübdes wegen, einen armen Fremden glücklich zu machen, so großmüthig an mir handeln wolle.

Gräfin. Ei, des großmüthigen Mannes! Daß aber sie in einer solchen Falle sich fangen lassen, hätte ich wahrlich nicht geglaubt! Doch sie glauben, was sie wollen, und sagen, was ihnen

nöthig scheint! — — Verzeihen sie, mein Bester, daß ich mich in Sachen mische, die mich nichts angehen. Ich verspreche ihnen, kein Wort mehr darüber zu sprechen. Nur bitte ich sie, mir zu erlauben, daß ich, wenn ich einst zur glücklichen Verbindung meinen Glückwunsch abstatte, sie daran erinnern, und mir zugleich von ihnen das Zeugniß ausbitten darf, daß wir Deutsche doch auch manchmal mehr wissen, als wir zu wissen scheinen.

Wolfgang. Ich verstehe Euer Excellenz ganz und gar nicht. Dies muß ihnen der deutlichste Beweis seyn, daß sie sich in ihrer Meinung betrügen. Uiberhaupt ist mir alles, was seit gestern mit mir vorgeht, ein wahres Räthsel!

Gräfin. Das glaube ich herzlich gerne.

Wolfgang. Manchmal wird mirs ganz deutlich, daß in Ansehung meiner Person ein Irrthum obwalten müsse, und noch öfter kann ich eben so wenig begreiffen: worinnen dieser Irrthum bestehen könne, da ich doch alles mögliche gethan habe, um zu beweisen, das ich derjenige bin, für welchen ich mich ausgebe.

Gräfin. Dies muß ich bezeugen! Sie haben mir es bereits so oft widerholt, daß es Thorheit oder vielmehr Grobheit seyn würde, daran zu zweifeln.

Wolfgang. Erlauben mir Euer Exzellenz eine Frage! Verzeihen sie mir die Kühnheit, die ich mir dadurch nehme, aber die Umstände zwingen mich dazu.

Gräfin. Fragen sie, mein Bester, so viel sie wollen; sie sollen mich bereit finden, ihnen alles, und gewiß aufrichtiger, als sie denken, zu beantworten.

Wolfgang. Irren sie sich nicht etwann auch in meiner Person? Halten sie mich wirklich für das, was ich bin, für einen armen Savojarden, der kein Vermögen hat, der nichts besizt, was er sein nennen könnte?

Gräfin. Ich, ich halte sie allerdings dafür, und glaube es auch eben so fest.

Wolfgang. Und fahren doch mit mir in einem Wagen?

Gräfin. Fahre mit ihnen in einem Wagen.

Wolfgang Begegnen mir, wie einem ihres gleichen?

Gräfin. Begegne ihnen nicht allein so, sondern werde mirs zur größten Ehre rechnen, wenn auch sie mich für ihres gleichen halten wollen.

Wolfgang. Begreifs, wers kann, ich bins nicht im Stande! Habe oft wunderliche Geschichten vom besondern Glücke mancher Menschen gehört, aber solch ein Glück ist wohl noch keinem worden. Gestern suchte ich, aufrichtig zu sagen, noch mein Brod vor den Thüren, und heute fahre ich mit einer vornehmen Dame in einem Wagen mit vier Pferden spazieren, und höre aus dem Munde dieser nemlichen Dame, daß sie sichs zur Ehre rechnen will, wenn ich sie als meines gleichen achte. Verzeihen mir, Euer Excellenz! ich bin ein einfältiger Mensch, ich verstehe nicht Complimente zu machen, aber ich fühle diese Ehre, dies Glück sehr stark. Ich bin so gerührt, so — so — ich würde mich der Thränen nicht enthalten können, wenn ich nicht einmal gehört hätte, daß die vornehmen Damen Thränen für eine Schande hielten.

Gräfin. Bewahre uns der Himmel für solche Gedanken! Das Gefühl eines Mannes ist uns allemal rührend, und wenn er nur zu weinen scheint, so fliessen schon unsre Thränen. Den deutlichsten Beweis gebe ich ihnen selbst! (sie wischt sich Thränen aus den Augen) — — Doch wir vergessen, mein Bester, die Absicht unsrer Reise! Wir wollten mit einander des schönen Abends geniessen, und wahrscheinlich werden wir im verschloßnen Wagen diese Absicht schwer erreichen. Lassen Sie uns durch die Allee zu Fuß gehen, der Wagen kann voraus fahren.

Sie steigen nun aus, die Gräfin reichte Wolfgangen ihren Arm, und dieser verstand nunmehr schon, daß man den angebothnen Arm annehmen müsse. Sie giengen also Hand in Hand durch die dunkle Allee. Die Gräfin kramte all ihre Empfindung über das Schöne und Angenehme der Natur aus, und Wolfgang ließ sie ungehindert sprechen, denn ihn beschäftigte eine Empfindung andrer Art. Seiner Begleiterin Arm lag nachlässig in dem seinigen, er bewegte sich mechanisch bei jedem Schritte an seinem Körper auf und nieder, und diese electrische Reibung erregte in Wolfgangen ein Gefühl, daß er vorher nie empfunden hatte: sein Herz schlug stärker, seine Nerven zuckten, sein Auge suchte und genoß zu gleicher Zeit. Jezt erst sah er, daß die Gräfin eine junge, schöne Dame sey; ihr grosses Auge, ihre vollen Wangen behagten ihm herzlich, und ihr noch voller Busen, der sich im Gehen immer mehr und mehr entschleierte, beschäftigten seine ganze Einbildungskraft. Solch ein Weib möchte ich, dachte er, einst mein nennen! Solch ein Weib, fuhr er weiter zu denken fort, muß der Himmel auf Erden seyn. Gern wollte ich meinen bordirten Rock wieder ablegen, gern sechs Jahr noch vor den Thüren mein Brod suchen, wenn mir einst solch ein Weib würde! Gern — — doch es würde vergebne Mühe seyn, wenn ich alle die Pläne und Entwürfe erzählen wollte, die seinen Kopf durchkreuzten. Wer je in ähnlichen Fällen sich befand, wird die Lücke, die ich

hier lasse, doppelt zu füllen wissen, und der, welcher nie so etwas fühlte, wird mir danken, daß ich sie nicht ausfüllte.

Selten, sehr selten, und dies gemeiniglich nur bei pflegmatischen Körpern und Seelen, pflegt die Liebe langsam oder schrittweise zu kommen. Sie sprengt, wenn ich mich so ausdrücken darf, im vollem Galoppe daher, überfällt der Sichern plözlich, und verwundet ihn gemeiniglich tödtlich. Sie gleicht dem Wolkenbruche; nicht vorher fallende Tropfen, nicht gewöhnlicher Regen kündigen ihn an. Die Wolke berstet plözlich, und der unvorbereitete Wanderer steht bis am Halse im Wasser, sieht sich von dem gewaltigen Strome fortgerissen, ehe er noch weiß, woher die Macht kam, die ihn unaufhaltsam ins Thal hinab führt. Lache wer da will, über dies Gleichniß! Kommt mirs doch selbst lächerlich vor, und gleichwohl laß ichs stehen, weil ein Wolkenbruch und brausende Liebe oft so ganz gleiche Wirkung haben. Verheerend und schnell vorübergehend! Oft verkündigt die schwarze Wolke dem dürren Lande Erquickung, und verheert es auf immer! Oft glaubt der Liebende in den Armen seiner Allgeliebten die seligsten Tage zu geniessen, und genießt keinen einzigen! Oft seufzt er nach Genuß, und erliegt endlich unter zu häufiger Gewährung desselben.

Doch wieder zurück zu unserm Wolfgang, den sich meine Leser immerhin gleich den sichern Wan-

derer bis an den Hals im Wasser, oder unmethamorphorisch zu reden, ganz in Liebe versunken denken können. Die endlich im Sprechen erschöpfte Gräfin — denn es spricht sich verdammt schlecht, wenn man bemerkt, daß man nicht angehört wird — gieng stumm an seiner Seite, und fragte ihn endlich etwas beleidigt: warum er so wenig spreche, und noch weniger Aufmerksamkeit ihren Reden schenke? Wolfgang hörte diese Frage eben so wenig, wie alle vorhergehende. Er blickte eben gen Himmel, dem er seine Wünsche vortrug, und vergaß ganz, daß der Inhalt all seiner Wünsche ihm zur Seite stand. Sein fortdaurendes Stillschweigen machte die Gräfin aufmerksam; nicht unbekannt mit der Liebe und ihren Simptomen, — denn sie war erst seit einem halben Jahre Wittwe — merkte sie bald, daß viele derselben sich deutlich auf Wolfgangs Gesichte mahlten. Sein schmachtendes und in die Höhe starrendes Auge, sein halb Lächeln, halb Schmerz ausdrückender Mund verkündigten Liebe und Sehnsucht nach einem geliebten, und wie sie weiter muthmaßte, nach einem entfernten Gegenstand, dessen Gegenwart sich ihr Begleiter vielleicht eben jezt sehnlich wünschte, um mit ihm die Schönheiten dieses herrlichen Abends geniessen zu können. Sie wollte ihrer Sache gewiß seyn, denn nichts ist quälender, als solch eine Neugierde! Da also ihre Fragen alle unbeantwortet blieben, nahm sie ihre Zuflucht zu stärkern Mitteln. Signor, rief sie, und schüttelte den Begeisterten mit aller weib-

lichen Stärke, Signor, wo sind sie? Was ist ihnen?

Wolfgang. (gleichsam aus tiefem Schlaf erwachend) Ich — ich (sich die Stirne reibend) was ist denn mit mir vorgegangen?

Gräfin. Was ich nicht weiß, und eben zu erfahren höchst begierig bin! Sie gehen schon seit einer Viertelstunde an meiner Seite; beantworten mir keine meiner Fragen; blicken begeistert gen Himmel, und scheinen die ganze Erde zu vergessen.

Wolfgang. Ich — ich weiß nicht! Ich war wirklich in Gedanken!

Gräfin. (lachend) Ja, ja! Das waren sie allerdings, und soll ich die Dollmetscherin dieser Gedanken seyn? Soll ich ihnen Worte geben?

Wolfgang. Das können Euer Excellenz nicht! das werden sie nie errathen?

Gräfin. Nicht! Wir wollen sehen! Der heutige Spaziergang erinnerte sie an einen ähnlichen, den sie einst in ihrem Vaterlande machten. Damals gieng die Geliebte ihres Herzens an ihrer Seite; damals fanden sie vielleicht die erste Gelegenheit, ihr stammlend ihre Liebe zu entdecken, und wurden erhört! Diese selige Erinnerung be-

schäftigte ihre Einbildungskraft so stark, daß sie sich selbst und alles um sich her vergassen. Nun? Halten sie mich bald für eine Prophetin? Werden sie künftig mehr Vertrauen auf meine so ziemlich combinirte Vorhersagung setzen?

Wolfgang. (seufzt tief)

Gräfin. Wenn sies denn gar mit dem tiefsten und herzlichsten Seufzer bestättigen, dann werden sie mich auf meine Kunst noch stolzer machen. Herzlich gerne würde ich nach den Namen dieser beneidenswürdigen Geliebten fragen, wenns von meiner Seite nicht zu viel Neugierde verrieth, und ich von ihrer Seite Hofnung hätte, eine befriedigende Antwort zu erhalten. — — -- Nein! Bei Gott! wenn sie so ganz stumm neben mir hergehen, mir auch nicht durch das kleinste Ja oder Nein Stof zum weitern Fragen geben wollen, dann werde ich sie erinnern müssen, daß ich ein Frauenzimmer bin, welches auf jedes Mannes Achtung Anspruch macht, und folglich doch gewiß einer Antwort würdig ist.

Wolfgang. Wie gerne wollte ich, Euer Excellenz — —

Ehe er noch weiter sprechen konnte, fühlte er, daß ihn von hinten jemand sehr nachdrücklich zupfte; er sah sich um, und ein Mann, in

einem grossen Kaputrock gehüllt, stand dicht neben ihm. Mein Herr, sprach dieser, man erwartet sie mit der äussersten Ungeduld!

Wolfgang. Mich? Wer?

Gräfin. Aha! unstreitig ein Abgesandter vom Herrn von Tiefenthal. Es ist freilich sehr unhöflich von mir, daß ich ihn seines neuen Gastes so lange beraube; aber wahrlich auch von seiner Seite ist es nicht allerdings manierlich, daß er solchen grade zu von meinem Arm wegreissen läßt. Doch gar keine Rechte müssen allerdings wichtigern und ältern weichen. Ich entlasse sie also willig, jedoch mit einer einzigen festen Bedingniß, die sie mir mit Hand und Mund geloben, und aufs Heiligste zusichern müssen. Werden sies thun?

Wolfgang. Euer Excellenz haben ganz mit mir zu befehlen. Was in meinem Vermögen, was in meinen Kräften steht — — —

Gräfin. O des Allzubereitwilligen! ich fodre nicht so viel; fodre nichts, was ihnen Vermögen oder Kräfte kosten soll! Morgen zu Mittage müssen sie mein Gast seyn! Und blos darüber verlange ich, ehe sie scheiden, sichre und gewisse Zusage.

Wolfgang. Ich werde gewiß kommen?

Gräfin. Ihre Hand darauf! (solche sanft drückend) Ich erwarte sie also ganz gewiß: (mit dem freundlichsten Blick) und würde es wirklich für eine Beleidigung, für eine Geringschäzzung halten, wenn sie nicht kämen!

Der Mann im Kapute. Mein Herr! Jede Minute wird gezählt.

Gräfin. Allzupünktlich! doch immer hin! Wir werden uns ja Morgen sehen. Bis dahin, Signor, gute Nacht! Die Fortsetzung unsers Gesprächs wird Morgen von Neuem beginnen; sie haben meine Neugierde noch sehr schlecht befriedigt. Schlafen sie wohl! — —

Die Gräfin schied nun mit dem freundlichsten Blicke, wandte sich nach einigen Schritten wieder um, und winkte Wolfgangen, dessen Augen ihr ganz entzückt folgten, nochmals ein freundliches Lebewohl zu.

Wahrscheinlich würde Wolfgang lange ihr nachgestarrt, bis in die weiteste Entfernung mit seinen Augen ihren Schritten gefolgt seyn, wenn sein neuer Gesellschafter nicht abermals ihn zur schleunigen Abreise ermahnt hätte. Mein Herr, sagte er, es ist die höchste Zeit! Sie müssen mir folgen! — — Ich bin ja schon dazu bereit, sagte Wolfgang etwas verdrieslich; und sein Begleiter gieng, ohne ein Wort weiter zu

verlieren, sogleich voran. In der gewissen Uiberzeugung, daß dies ein Abgesandter vom Herrn von Tiefenthal sey, und daß er ihn auf dessen Schloß zu führen Auftrag habe, folgte Wolfgang, und gab, indem er den Weg gar nicht beobachtete, seinen Gedanken Audienz. Diese waren, damit ich mich kurz fasse, und wie es natürlich zu vermuthen ist, blos mit der schönen Gräfin beschäftigt. Sie hatte auf sein Herz einen so gewaltigen Eindruck gemacht, daß es, voll von ihren Reizen, nur ihr Bild ihm mahlte und zur Anschauung darstellte. Eben dachte er ernstlich nach, wie er am morgenden Tage — denn heftige Liebe ist äusserst kühn — seiner Leidenschaft Worte geben wolle, als sein Begleiter ihn mit den Worten: hier sind wir, belieben sie nur hinein zu spazieren! aus seinem angenehmen Traume weckte. Zu seinem grossen Erstaunen sah er jezt erst, daß er sich an der Thüre einer armseligen Bauernhütte befand, die der Mann im Kupute eben öffnete, und worinn er ihn nochmals zu tretten ermahnte. Schon zu weit, um wieder umzukehren, und immer noch in dem Wahne, daß er auch vielleicht hier den Herrn von Tiefenthal auf sich wartend finden werde, tratt er in die Stube. Es fieng schon stark zu dämmern an; die kleinen, schmutzigen Fenster der Hütte vermehrten die natürliche Dämmerung um ein grosses, und machten solche einer ziemlichen egiptischen Finsterniß ähnlich.

Kein Wunder also, daß Wolfgang, als er hinein tratt, niemanden darinnen sah, und zu seinem größten Erstaunen bald ein Zuhörer von folgender Unterredung ward.

Eine Stimme im tiefen, rauhen Baßtone. Bringst du ihn endlich, Jacob? Bringst du ihn?

Wolfgangs Begleiter. Ja, ich habe mein Versprechen erfüllt, ich bringe ihn!

Eine schmachtende Frauenzimmer-Stimme. Folgte er dir willig?

Jacob. Könnte es eben nicht sagen! Aber ich wich nicht von seiner Seite, und hätte es aufs äusserste kommen lassen.

Die Baßstimme. Wo fandest du ihn?

Jacob. Wo anders, als bei der Gräfin, mit welcher er Arm in Arm spazieren gieng.

Die Frauenzimmer-Stimme. (im weinenden Tone) Weh mir Unglücklichen! Weh mir!

Die Baßstimme. Weine nicht! Klärchen, weine nicht! Es soll! Es muß nun anders werden! Endweder — oder! So haben wirs ausgemacht, und so muß es dabei bleiben: Jacob zünde

de doch Licht an! Mein Herr, setzen sie sich indeß nieder! — —

Wolfgang war bisher ganz erstaunt da gestanden, und alles, was es hörte, war nicht vermögend, sein Erstaunen zu mindern. Mit vielem Vergnügen hörte er daher den Befehl, daß ein Licht angezündet werden sollte, von dessen Scheine er natürlich die schnellste und beste Aufklärung des Räthsels und wahrscheinlichen Irrthums erwarten konnte. Jacob trat endlich mit dem von ihm so sehnlich gewünschten Licht ein. Dies erleuchtete zwar sparsam, aber hinlänglich, den Schauplaz. Wolfgang sah nun ringsherum kahle, schwarze Wände, in der einen Ecke einen alten Tisch, an welchem auf einer noch baufälligern Bank, ein grosser, hagerer Mann saß. Mit seiner Rechten stüzte er sich auf die Ecke des Tisches, und blickte Wolfgangen starr an. Sein Haar war weis, und ein Zeuge seines hohen Alters. Seine Kleidung verrieth Mangel und bewieß zugleich deutlich, daß ihr Besitzer als Soldat gedient habe; denn man konnte noch so ziemlich die Aufschläge einer Uniform daran unterscheiden.

Wolfgangs Blick blieb auf diesem Alten haften, und erwartete sehnlich, daß dieser nun seinen Irrthum einsehen, und mit einer Bitte um Verzeihung beginnen würde. Zu seinem Erstaunen erhub sich aber endlich der Alte von seinem

Sitze; ergrief zwei Pistolen, die er neben sich auf dem Tische liegen hatte, und die Wolfgang nun erst erblickte. Ganz phlegmatisch nahm er sie unter den Arm, ergrief mit der andern Hand das Licht, und trat zu Wolfgangen. "Mein Herr, sprach er jezt, wir haben uns in unserm Leben noch nie gesehen, und weh mir, weh ihnen, daß wir uns jezt sehen müssen! Folgen sie mir!"

Nun gieng er voran, und zog Wolfgangen hinter sich her. Nach einigen Schritten blieb der Alte vor einem elenden Strohlager stehen, auf welchem ein Frauenzimmer lag, in dessen Gesichte sich Todesbläße mahlte. Ihr Auge war geschlossen, und ihr ganzer Anblick zeigte, daß sie äusserst matt und krank sey.

Der Alte. (das Licht neben ihr hinstellend) Bube! Da sieh dein Werk! — — Klärchen! Liebes Klärchen erwache! Er ist hier! Goldklärchen, hörst du denn nicht?

Jacob. Wie könnt ich nur fragen? Sie wird beim Anblicke des Elenden wieder in ihr sinnloses Wesen gefallen seyn! Wärs doch ihr Todeskampf, damit nur der Jammer einmal geendigt wäre?

Der Alte. Bube! Schändlicher, abscheulicher Bube! Räuber meines lieben, guten Mädchens! Alles, alles dein Werk! O wir werden

eine lange, eine grosse Rechnung mit einander halten! Du bist mir Gesundheit, Glück, Ehre und die Ruhe meiner alten Tage schuldig! Wie willst, wie kannst du dies alles bezahlen?

Wolfgang. Mein Herr — —

Der Alte. Stille!

Wolfgang. Erlauben Sie nur — Sie irren — —

Der Alte. Stille, sag ich, die Reihe zu reden soll auch an dich kommen; aber so lange ich spreche, so lange mußt du schweigen, mir nicht in die Rede fallen, damit mein alter, schwacher Kopf nicht zu brausen anfängt, und ich nicht vergesse, daß ich erst Vater und zulezt nur Rächer seyn will. Ich bin der Gekränkte, der Tiefbeleidigte! Ich bin der Kläger, du bist der Beklagte. Laß meine Klage mich endigen, dann kannst du sprechen. Diese hier (auf das Frauenzimmer zeigend) soll Richter zwischen mir und dir seyn! Winkt [illegible] Barmherzigkeit, so soll sie dir werden! Fordert sie Rache; dann, Elender, dann fordre ich sie auch! Und ist ein Gott im Himmel, der die Unschuld schüzt, so wird sie dir werden, im vollgefüllten, vollgerüttelten Maase werden! Darnach richte dich jezt! und ist deine Missethat keiner Entschuldigung fähig, kannst du gegen meine Klage nichts vorbrin-

gen, so bekenne deinem Richter dein Verbrechen, flehe um sein Mitleid! O es ist ein guter, ein mitleidiger Richter! Er ist barmherzig wie Gott, denn er war einst sein Ebenbild!

Wolfgang. Lieber, bester Herr, lassen sie sich nur — —

Der Alte. Stille! Elender, ich merks, du willst mich mit Gewalt zum Zorne reizen! Du willst mich in meinen alten Tagen noch zum Meuchelmörder machen; und sieh! wenn du nicht schweigst, wenn du noch einmal mir in die Rede fällst, so jage ich dir eine dieser Kugeln durch dein Gehirn, und du kannst dort vor dem ewigen, gerechten Richter dein Urtheil hören! Weh dir! Es würde schrecklich lauten, und kein Mitleid statt finden. Jezt höre meine Klage: lieber Vater im Himmel! (er nahm seinen Hut ab, legte seine Pistolen in denselben, und faltete seine Hände darüber) Höre du sie auch! Zeichne sie in dein allgemeines Schuldbuch, wenn der Verstockte nicht Genugthuung leistet! Vertilge sie; laß die zahllosen Thränen dieser Unglücklichen sie auslöschen, wenn er reuend zu ihren Füssen sinkt, und sein Unrecht zu versöhnen gelobt! Ich bin acht und sechzig Jahr alt; ich habe von meiner frühsten Jugend an mit Kummer, Mangel und Elend mancher Art gekämpft. Ich habe fünf und vierzig Jahr meinem Landesfürsten mit unverlezter Treue und

Redlichkeit gedient; ich habe tapfer für seine Rechte gefochten, habe fünf Wunden errungen, und bin jezt auf meine alten Tage als ein Krüpel, ohne Belohnung, ohne Versorgung verabschiedet worden! Lieber Gott und Vater im Himmel, du bist ein allwissendes Wesen! Du kennst den geheimsten Gedanken des Menschen! Vor deinem allsehenden Auge stehe ich jezt enthüllt und blos da, und frage dich: Habe ich je über alles dieses gemurret? Habe ich mich nur einmal über Unrecht beschwert? Hab ichs bereut, daß ich mein Blut zum Nutzen meines Vaterlandes verspritzt habe? Sey strenger Richter über mir, wenn ich nicht Wahrheit rede! Vernichte mich, wenn ich lüge, und raube mir die einzige Hofnung, die mich in all meinem Elende tröstet, daß du dort bezahlen wirst, was man mir hier schuldig blieb. Die Freuden des Lebens sind mir sparsam und karg zugemessen worden! In meinem langen Leben habe ich Menschenglück und Vergnügen nur dreimal in reichlicher Fülle genossen! Einmal als mein rechtschafnes, liebes, braves Weib ihre Hand in die meinige legte; als sie mit mir zu leben, und alles Leiden, das du zur Prüfung uns senden würdest, redlich zu tragen gelobte! Einmal wieder, als dieser Sohn, und dann zum leztenmale, als diese Tochter mir gebohren wurde! Ihr Leben war der Mutter Tod, ihre Geburt raubte mir — mir meine Stütze, meine Freude, mein Alles! Herr, Vater aller Men-

schen, Herzensdurchforscher! du weißt, wie wehe es meinem Herzen that, wie zentnerschwer es mich preßte, als ich zu ihrem Leichnahme hintrat, zum leztenmal ihre eiskalte Hand ergrief, und das lezte Lebewohl ihr sagen wollte. O es war ein Gefühl, als obs mich ersticken, als obs mich erwürgen wollte! Aber ich ermannte mich doch! Ich preßte die Thräne zurück, die sich eben hervor drängen, und der noch mehrere folgen wollten. Ich ergrief meine beiden Kinder, drückte sie an meine Brust, und rief: ihr werdet mir einst Ersatz seyn, für das, was ich verlohr, und du, Vater im Himmel, wirst der Entseelten dort ihre Treue, ihre Liebe tausendfach vergelten. Mit dem einzigen Schatze, den du, ewiger Gott, mir schenktest, mit diesen beiden Kindern trette ich jezt wieder vor deinen Richterstuhl, und frage dich: ob ich treu und redlich Vaterpflicht an ihnen erfüllte? Ob ich nicht alles für sie that, was in meiner Macht stand? Ob ich nicht oft schwarzes Brod aß, um den armen Kleinen eine Semmel kaufen zu können? Ob ich nicht oft hungerte, als sie grösser wurden, um die Lehrmeister zu bezahlen, die sie in deiner Religion, und in mancherlei menschlichen Wissenschaften unterrichten mußten? Ob ich — doch ich will Schuldigkeit und Pflicht mir nicht zum Verdienste anrechnen, denn es kostete mich der Uiberwindung wenig, weil ich herzliches Vergnügen in dem Gedeihen dieser Pflanzen fand. Ich suche blos zu beweisen,

daß ich meine Vaterpflicht redlich erfüllte; daß ich Belohnung dafür, nicht Strafe zu erwarten hofte, und doch — Gerechter, Allmächtiger! doch ist mir die leztere im vollen — o in zu überflüßigem Maase worden! Dies Mädchen, das ich jezt mit dem Tode ringend vor deinem Richterstuhl stelle, blühte gleich einer Rose; sie war rein und unschuldig wie diese! Sie war der Trost meines Alters, sie sollte auch die Stütze desselben werden.

Als ich diesen Sohn hier in den Pflichten gegen seinen Monarchen, gegen sein Vaterland selbst zu unterrichten gelobte, als ich mit ihm gegen die Feinde desselben auszog, da empfahl ich sie deinem allmächtigen Schutze. Ohne deinem Willen, sagst du selbst in deiner göttlichen Offenbahrung, kann kein Sperling auf die Erde fallen, kein Haar auf des Menschen Haupte gekrümmt werden! Auf diese Verheissung baute ich, und zog ruhig ins Feld, um meinen alten Körper den feindlichen Kugeln bloszustellen. Da kam indeß dieser Bube; (auf Wolfgangen zeigend) heuchelte der Unerfahrnen Liebe, fachte Gegenliebe in ihrem unschuldigen Herzen an, befleckte ihre reine Seele mit wollüstigen Gedanken; machte ihrer Einbildungskraft die reizendsten Bilder der Zukunft, und betrog die Unerfahrne um ihren einzigen Schatz, um alles, was ein Mädchen bei dir und den Menschen angenehm machen kann. Als die arme Gefallne

nun die Folgen ihrer That einsah, als sie jammerte und weinte, da schwur der Verführer Vater des Kindes zu werden, das schon unter ihrem Herzen keimte, und zog heim, um mit seines Vaters Einwilligung bald auf immer in ihre Arme zu kehren. Täglich harrte sie seiner Ankunft, und harrte stets vergebens. Ein Brief von ihr bekannte mir ihr Leiden, und ich floh in ihre Arme. Ich will dir den Schmerz nicht schildern, den ich bei ihrem Anblicke empfand. Du sahst mein Leiden; du hörtest zum erstenmale meinen Jammer! Die schöne Rose war entblättert, ihre Blüte vernichtet! All meine Hoffnung im Staub zertretten! All meine Aussichten verdunkelt. Herr, vor deinem Angesichte schwor ich Rache zu fordern, Rache zu nehmen an dem Verruchten, der sie so schändlich verließ, vielleicht in der Ferne ihres Leidens, und des gebeugten Vaters spottete. Mein Herz war verhärtet; nur ihre Thränen erweichten es. Ihren unwiderstehlichen Bitten gelobte ichs, daß ich verzeihen wollte, wenn er Gatte der Verlaßnen, Vater ihres Kindes seyn würde. Mit ihr zog ich seiner Spur nach, kam bis in diese Hütte, und hier gebahr meine Tochter ein Kind, das keinen Vater hat. Genährt vom Elende, gesäugt mit — mit Thränen in seiner Mutter Leibe, starbs in der Stunde seiner Geburt, und gieng als ein Bastart aus der Welt. (Er reißt die Decke vom Bette, ein todtes Kind lag neben der Ohnmächtigen) Da siehs,

Verruchter! Es ist dein Kind! Du bist sein Vater, und sein Mörder! und seine unschuldige Seele klagt jezt vor Gottes Richterstuhle dich an. Diese Unschuldige, diese von dir Geopferte, vielleicht schon durch den Tod Erlöste war mein Kind, war meine Tochter! Ach mein Herz bricht! Ich kann mein Elend nicht mehr fassen. Verzeih Allmächtiger, ich muß klagen! O es erstickt mich beinahe! — — Ich muß weinen. (er wischt sich Thränen aus seinen Augen) Laß sie, Ewiger, nicht auf seiner Seele brennen; wenn er gerührt dadurch, sein Verbrechen bereut, wenn er die Ohnmächtige durch Liebe wieder weckt, wenn er mein Kind mir getröstet wieder in die Arme liefert. Mann! (er faßt Wolfgangs Hand) Wenn dein Herz nicht Stein ist, wenn deine Seele nicht ganz verrucht ist, so erbarme dich dieser Armen, die dich, troz all des Jammers, all des namenlosen Elendes, das du über sie gebracht hast, noch eben so zärtlich, noch eben so innig liebt! Unmenschlicher, fühls, wie sehr sie dich beschämt, fühl es, welch eine Perle du von dir stößt! Dies Kind starb schon vorgestern; und noch haben wir es noch nicht von ihrer Seite nehmen dürfen. In den sparsamen Stunden ihres Bewußtseyns drückt sie es emsig an ihre Brust, nennt es dein geliebtes Ebenbild, und jammert, daß auch nun das einzige Andenken von dir, ein Raub der Verwesung werden soll. — — Ah, du weinst? Du bist gerührt? Gott hat

meine Worte gesegnet! Ich habe vollendet; beginne du jezt! Nur so viel muß ich dir noch sagen, hättest du ungerührt, unentschlossen sie verlassen können, so wäre ich dir gefolgt, hätte beide Pistolen vor deine Stirne gehalten, und sie losgedrückt; dann wäre ich selbst vor Gericht getretten, hätte gesagt: ich habe den Mörder meines Kindes, meines Enkels getödtet; richtet über mich, wenn ihr richten könnt!

Der Anblick der leidenden Ohnmächtigen, des todten Kindes, die Felsenworte des beleidigten Vaters hatten wirklich auf Wolfgangens unverdorbnes Herz so stark gewirkt, daß er herzlich weinte, und in seinen Gedanken, den Thäter weit stärker noch als der Alte verwünschte. Die Reihe zu sprechen war nun an ihm, denn der Alte schwieg, und erwartete Entscheidung. Aber der zu heftig gerührte Jüngling konnte nicht sprechen; das Elend des Alten, der noch grössere Jammer der Betrognen wirkte so heftig auf ihn, daß er nur Thränen für sie, und keine Worte zu seiner Vertheidigung hatte. Auch fühlte er eben so lebhaft, daß er diese vergebens versuchen würde, so lange die Ohnmächtige nicht höre, nicht sprechen konnte; denn nur sie war vermögend, den unbegreiflichen Irrthum zu vernichten; weil die Erzählung des Alten deutlich bewieß, daß weder er, noch sein Sohn, ihren Verführer kennten. Als daher die heftigste Rührung wich, als er wieder über alles nachzudenken vermochte,

harrte er sehnlich des entscheidenden Augenblicks, wo sie wieder erwachen, ihn erkennen, und seine Unschuld mit einemmale beweisen würde.

Aber dieser Augenblick kam nicht! Die ganz Entkräftete, durch verachtete Liebe und namenlosen Jammer Gefolterte, konnte die Nachricht, daß ihr Verführer an den Armen einer andern spazieren gegangen sey, nicht ertragen. Ihr Herz, das Kummer und Elend schon ganz zernagt hatten, konnte diese Verachtung nicht fassen. In der Minute, als er ihrer Meinung nach sich ihr nahte, brach der lezte Hofnungsstab, rieß der lezte Lebensfaden; als ihr Vater sein Herz zu erweichen suchte, war ihre Seele schon in eine bessere Welt entflohen, um dort den Lohn für ihr Leiden einzuerndten. Der Alte, welche sich an Wolfgangs Rührung weidete, und sah, wie sehnlich er nach seiner Tochter blickte, trat endlich zu ihrem Lager. — Klärchen, sprach er, liebes Klärchen! Erhole dich! Erwache zur Freude, zum Vergnügen! Dein Verführer weint! Er liebt dich noch! Habe ich dich doch öfters mit dieser blos möglichen Vorstellung aus der stärksten Ohnmacht erweckt! Willst du denn jezt bei der Gewißheit nicht erwachen! (er ergrief ihre Hand) Höre doch, was dein alter, guter Vater dir sagt! — — — Was ist das? die Hand ist starr! kalt! Klärchen! wärst du todt? (zurück sinkend) Ach! Sie ists! beim Allmächtigen Gott; sie ists! —

Jacob, welcher bisher immer nur stumm an der Seite stand, sprang jezt herbei, und hob den Alten auf die Bank! Mit angstvoller Miene nahte er sich dann dem Lager seiner Schwester, und bekräftigte mit einem gräslichen Tone den Ausspruch des Alten! Eine äusserst traurige, lange Pause erfolgte. Der Alte und Jacob rangen mit Verzweiflung, suchten Trost und fanden keinen. Wolfgang kämpfte mit Schrecken und Furcht, wie nun die Sache sich enden werde; suchte Hofnung eines guten Ausgangs und fand auch keine. Das Vaterherz des Alten unterbrach endlich die Stille! Rasch, wie der Löwe, dem man sein Junges geraubt, fuhr er empor, faßte den zitternden Wolfgang an der Brust. Du hast sie getödtet, du hast sie mir entrissen! rief er schrecklich; bist du allmächtig, so erwecke sie wieder! Bist dus nicht, so verzweifle! Nein, bete! bete! deine Stunde ist kommen! Ein Sühnopfer soll meinem Kinde werden! Ich will nicht die Schuld deiner künftigen Bosheit tragen, will nicht zugeben, daß du noch mehr Töchter verführst, noch mehr unglückliche Väter machest! Du mußt sterben! Dein Vater soll auch fühlen, wie es thut, wenn die einzige Hofnung zu Grabe getragen, wenn einem mit einemmale alle Freude des Lebens geraubt wird! Warum zeugte er solch einen Buben! —

Wolfgang der nun wohl einsah, daß Schweigen sein Unglück vergrössern würde; der sich ganz unschuldig fühlte, und nur durch einen ausseror-

dentlichen Zufall die Schuld eines andern büssen sollte, nahm jezt seine Zuflucht zum Bitten. Er beschwor den wüthenden Vater, nur einige Minuten sich zu besänftigen, nur eben so kurze Zeit ihn gelassen anzuhören, und fände er ihn dann nicht ganz unschuldig an dem Verbrechen, so unterziehe er sich willig der schmählichsten Marter, dem schrecklichsten Tode.

Der Alte. (ergreift seine Pistolen wieder, und stellte sich ihm gegen über) Was kannst du zu deiner Vertheidigung sagen? Womit deine ruchlose That, deine Flucht, dein Stillschweigen entschuldigen? Rede! Aber weh dir, wenn du nicht strenge Wahrheit sprichst! bei der ersten Lüge jage ich dir eine Kugel durch den Kopf, und du gehst dann sicher als ein Verdammter aus der Welt!

Wolfgang. Erlauben sie mir nur einige Fragen, und überlegen sie wohl, ehe sie durch eine rasche That mich und sich unglücklich machen. Sie haben, wie ich aus allen Umständen klar sehe, den Verführer ihrer Tochter nie gekannt.

Der Alte. Nein, ich habe den Mörder meiner Tochter nie gesehen.

Wolfgang. Hat diese wenigstens ihn nicht oft genannt? nicht wenigstens seine Person ihnen geschildert?

Alte. O oft, nur all zu oft! Schwarzlockicht wie du! Heuchelnd und schmeichelnd, sanft und lächelnd! Voll inniger Sehnsucht und Liebe, und doch im Herzen so schwarz wie sein Haar! Voll Tücke und Bosheit.

Wolfgang. Herr! ich beschwöre sie bey der Seele ihrer verstorbenen Tochter, bei ihrer eigenen Seligkeit, untersuchen sie genauer, hören sie mich geduldig, ruhig an; ich will ihnen unläugbare, unumstößliche Beweise vorlegen, daß sie mich verkannt haben; daß ich ganz rein und unschuldig an dem Tode ihrer Tochter bin; daß, Gott sey ewig Dank, kein solch Verbrechen mein Gewissen drückt! ich bin ein Fremder, der —

Alte. (wüthend) Wie? Du willst die That läugnen? Du willst den Zufall, daß ich dich nicht persönlich kenne, benutzen? Willst den Tod meines Kindes zu deinem Vortheil anwenden? Willst sie Lügen strafen, sie vielleicht zu eines andern Hure machen? Ah, solch eine That ist noch schändlicher als ihr Mord! Das ist deine Reue? Dies die Ursache deiner heuchlerischen Thränen, mit denen du vorhin meine Barmherzigkeit zu stehlen suchtest?

Wolfgang. Um Gottes, um aller Heiligen Willen, hören sie mich nur weiter, nur —

Alte. (noch wüthender) Nein, Barmherzig-

keit wäre hier eine Sünde! Stirb verruchter Bösewicht, und versuchs: ob du den Allwissenden dort auch belügen kannst! — Schon unter dieser Rede drükte er ein Pistol auf Wolfgangen los; da er aber für Wuth und Alter gleich stark zitterte, so fuhr die Kugel zwar dicht an Wolfgangs Kopfe vorbei, traf ihn aber doch nicht. Selbsterhaltung und Vertheidigung ist mechanisch. Jeder, der fällt, wird seine Hände, ohne es selbst zu wissen, vors Gesicht halten, um diesen leicht zu verletzenden Theil seines Körpers gegen den Fall zu sichern. Jeder, der angegriffen wird, sucht aus eben dieser mechanischen Ursache sich zu vertheidigen. Als daher der Alte die zweite Pistole schon gegen Wolfgang richtete, fiel ihm dieser in die Arme, und rang mit ihm. Jacob eilte seinem Vater zu Hülfe, in eben diesem Augenblicke gieng die gespannte Pistole los, und zerschmetterte dem Herbeigeeilten den Kopf, welchen er über die zwei Streitenden beugte, um Wolfgangs Hände zu fassen. Jacob fiel röchelnd zu Boden, sein Fall löschte das Licht aus, das Klärchens Leiche zur Seite stand. Wolfgangs jugendliche Stärke hatte den schwachen Alten ebenfalls überwunden, und zur Erde geworfen. Unwissend, daß er seinen Sohn getödtet habe, rief er ihn zu Hülfe, und wüthete in gröster Verzweiflung. Wolfgang, der blos sein Leben retten, sich nicht an einem Wehrlosen rächen wollte, benuzte jezt die Gelegenheit, und suchte zu entfliehen. Schon war er bis zur Thüre gelangt,

als diese sich schnell öffnete, und ein in der nehmlichen Hütte wohnender Bauer mit seinen Knechten herein trat. Sie hatten den Schuß gehört, und waren herbeigeeilt. Sie drängten Wolfgangen zurück, und erleuchteten die Stube mit einer Holzfackel. Als sie den mit dem Tode ringenden Jacob, den mit Verzweiflung und Wuth kämpfenden Alten auf der Erde erblickten, und den leztern über den Mörder seines Kindes toben hörten, so war es kein Wunder, daß sie Wolfgangen für den Thäter ansahen, seine Entschuldigung gar nicht anhörten, ihn sogleich banden, und fortschleppten. Sie warfen ihn im Vorhofe auf die Erde; einer hielt die Wache bei ihm, die übrigen eilten wieder in die Stube dem Verwundeten zu Hülfe. Nach einer kurzen Frist kam der Hausvater wieder heraus, befahl schleunig seinem Knechte einzuspannen und den Thäter sogleich zum Gerichte zu führen. Er stand, als der Knecht den Befehl zu vollziehen eilte, selbst Wache, und so sehr auch Wolfgang jezt seine Unschuld zu beweisen suchte, so machten doch alle seine Beweise auf den Bauer nicht den geringsten Eindruck. Vertheidigt euch, wie ihr könnt, vor Gerichte, sagte er, mir kann eure Vertheidigung nichts nüzen! Aber es wird euch dort auch schwer werden, eure Unschuld zu beweisen. Der Verwundete ist schon todt! Der alte Vater liegt in lezten Zügen, und bald wird er auch vollenden. Wie es mit der Tochter aussieht, weiß ich selbst noch nicht, aber wahrscheinlich

nicht

nicht viel besser; denn sie ist eiskalt, und starr wie ein Holz! Leicht möglich, daß ihr das Leben aller dieser zu verantworten habt! Ich möchte nicht eines davon auf mein Gewissen nehmen!

Wolfgang, den bei diesen Worten eben so sehr, wie den gutherzigen Bauer schauderte, bat nur: daß man ihn entweder zum Herrn von Tiefenthal, oder zur Gräfin M.. führen möchte. Beyde kennen mich, sezte er hinzu, beide werden meine Unschuld beweisen. Das sagt alles nur, erwiederte der Bauer, unserm Gerichtsverwalter! Will ers glauben, was ihr daher schwäzt, so kümmerts mich nicht! Ich wasche dann meine Hände und habe meine Pflicht erfüllt. Darauf aber könnt ihr sicher zählen, daß ich wider euch zeugen, und offenherzig erzählen werde, was ich sah und hörte. Es ist abscheulich, einen Menschen umzubringen; aber es ist doppelt abscheulich, es ist äusserst unmenschlich, solche seelengute Leute zu morden; und seyd ihr etwann gar der lockre Zeisig, den die Aermsten so emsig suchten, so gnade Gott eurer armen Seele! Verdammt werdet ihr dann sicher, denn im Himmel gilt nicht grosser Herrn Gunst, und der liebe Gott läßt sich kein X für ein U vormahlen.

Mit solchen und ähnlichen, wahrlich sehr schlechten Trostgründen unterhielt der Bauer so

lange den gebundenen Wolfgang, bis sein Knecht angespannt hatte. Wolfgang bat, daß man seine festen Bande, wo nicht ganz lösen, doch nur in etwas nachlassen möchte, weil der ganz gestörte Umlauf des Bluts ihm beinahe unerträgliche Schmerzen verursachte; aber seine Bitte wurde nicht geachtet. Man warf ihn auf den bereitstehenden Wagen, und der Knecht fuhr rasch fort. Wolfgangs Zustand verschlimmerte sich mit jedem Augenblick; das Blut stockte beinahe in seinem ganzen Körper, denn die vorsichtigen Bauern hatten ihn mit Stricken ganz umwickelt. Schon lag er beynahe sinnlos im Wagen, als er auf einmal grosses Getöse rings um sich, und noch deutlicher verschiedene Stimmen, halt! halt! rufen hörte. Er blickte empor, und sah viele Reiter an seinem Wagen; von welchen einer seinen Fuhrmann am Rocke faßte, und fragte: wen er fahre? Einen Mörder, antwortete der Knecht, haltet mich nicht auf, sonst kanns euch übel gehen!

Ein Reiter. Uibel gehen? Halunke, nimm dich in acht, daß es dir nicht noch übler gehe! — Ein Hieb mit einem blossen Säbel spaltete dem Fuhrmann den Kopf, und er sank tod vom Pferde. — Recht gethan, rief jezt eine Stimme aus der Menge, die sich immer mehr und mehr um den Wagen häufte, der Kerl mußte sterben, sonst könnte er uns verrathen!

Ein anderer. Vergeßt über die allzugrosse Vorsicht nicht des Gebundnen! Ich will wetten, die Kerls haben ihn so zusammen geschnürt, daß er kaum Athem schöpfen kann.

Wieder ein anderer. Es muß allerdings so seyn, sonst würde er sich wenigstens gemeldet haben.

Einige hoben nun den ganz erstarrten Wolfgang in die Höhe, lößten seine Bande, und sezten ihn ins Stroh, das häufig im Wagen lag.

Einer aus dem Haufen. Wie ist dir jezt?

Wolfgang. Etwas besser!

Reiter. Antwortest verdammt leise! die Besserung muß erst im Anzug seyn! Angst und Furcht vorm Gericht mag auch etwas stark auf dich gewürkt haben. Hättest dich aber keck auf unsre Hülfe verlassen können.

Ein anderer. Teufelskerls schwazt nicht so lange! Denke, daß wir hier nicht Richter sind. Hollmann sez dich auf die Pferde; denn reiten wird er doch nicht können. Fahr frisch zu, damit ihr bald über die Gränze kommt. An der Eiche hältst du, wir werden schon dort warten, oder wenigstens nicht weit zurück seyn.

Hollmann sezte sich nun auf die Pferde, und warf Wolfgangen seinen Mantel zu. Da, sagte er, hülle dich drein, und schlaf den Schrecken aus! Denn wenn wir nach Hause kommen, so mußt du munter seyn! Wir habens uns alle vorgenommen, diese Nacht deine Gesundheit recht oft zu trinken. — Er hieb nun in die Pferde, und jagte links fort. Der Trupp Reiter folgte anfangs, endlich sah sie Wolfgang nicht mehr.

Seinen Zustand zu beschreiben bin ich nicht vermögend. Alles, was seit gestern mit ihm geschehen, war ihm ein Räthsel; ein noch grösseres die schreckliche Geschichte mit dem Alten; das allergrößte aber seine wunderbare Befreiung. So wie er in allen vorhergegangenen Begebenheiten nichts als Irrthum muthmassen konnte, eben so sicher glaubte er auch jezt aufs Neue verkannt zu worden seyn. Woher aber dieser unerklärbare Irrthum komme, warum er sich stets, bald zu seinem größten Nachtheile, und bald wieder zu eben so grossem Vorheile erneure, daß blieb ihm unerklärbar; dies sezte ihn in eine Art von Betäubung, aus der er sich lange nicht erholen könnte. Als die ungehinderte Bewegung seines Blutes ihm wieder den Gebrauch seiner Vernunft erlaubte, benüzte er sie blos zur Untersuchung seiner jezigen Lage; er vergaß alles Vergangene, und dachte nur ans Gegenwärtige. So viel er aus allen Umständen, aus den einzelnen Reden und Betragen seiner Erretter schliessen

konnte, so befand er sich in keiner guten Gesellschaft. Anfangs war er entschlossen, sich mit seinem Führer in ein Gespräch einzulassen; als er aber überlegte, daß dadurch der Irrthum, den man in Ansehung seiner Person hegen müsse, leicht entdeckt werden, und es sein Führer gar nicht wohl nehmen könne, daß er einem ganz Fremden fahre, so hielte ers fürs Beste zu schweigen; und wie er sich an das Schicksal des armen Knechts erinnerte; wie er nachdachte, mit welcher Gleichgültigkeit den armen Unschuldigen der Kopf gespalten wurde; so glaubte er, nicht ohne Grund, bei der Entwicklung eben so etwas befürchten zu dürfen, und beschloß daher, so lange noch Möglichkeit dazu vorhanden sey, die Flucht zu ergreifen.

Als er diesen Enrschluß faßte, fuhr sein Führer eben einen steilen, waldichten Berg hinauf, es war so finster, daß Wolfgang weder ihn noch die Pferde sehen konnte; er benuzte die Finsterniß, und kroch langsam und ohne Geräusch rückwärts aus dem Wagen heraus. Der Berg war eben zu Ende, und der Fuhrmann jagte zu seiner innigen Freude rasch fort. Einsam, ohne Kenntniß der Gegend und Strase, stand Wolfgang einige Zeit unentschlossen da. Anfangs wollte er wieder rückwärts gehen, weil unten am Berge ein Dorf lag, durch welches sie gefahren waren; da er aber die Reiter noch hinter sich vermuthete, und ihnen nicht zu begegnen wünschte, so ließ er

auch diesen Entschluß fahren, und suchte einen Seitenweg, der ihn entweder rechts oder links von der Strase ab, und in Sicherheit führen könnte. Sein Wunsch wurde bald erfüllt, denn als er einige Schritte vorwärts getapt war, so sah er, ungeachtet der dicken Finsterniß, links einen breiten Weg sich öffnen, auf welchen er so schnell als möglich fortwandelte. Anfangs war dieser Weg breit, nach und nach aber engte er sich immer, und wurde so steil und holpricht, daß der arme Wolfgang endlich ganz ermattet, zu Boden sank, und lieber den Tag erwarten, als in einer solchen Finsterniß weiter tappen wollte.

Der Schlaf erbarmte sich seiner bald; er erwachte erst, als die Sonne schon am Himmel stand, und ihm Licht genug verlieh, um sein neues Nachtquartier mit Muse betrachten zu können. Er befand sich nach genauer Untersuchung, zwischen Felsen und Klippen, so daß er lange und vergebens suchen mußte, um einen Ausgang zu finden; endlich gelang es ihm doch auf einer Art von Pfade aus dem Felsenthale heraus zu klettern. Er wurde durch diesen in anderes aber weit angenehmeres Thal geführt. Eine schöne, blumenreiche Wiese, die ein dichter Wald um und um begränzte, lag jezt vor seinen Augen da, und das Blöcken einer kleinen Heerde, die unweit von ihm graste, gab ihm die angenehme Hoffnung, daß nicht ferne von hier auch Menschen seyn würden.

Noch schüchtern und furchtsam über die gestrige Begebenheit wünschte er, die Bewohner dieses schönen Thals erst von weiten kennen zu lernen, und blieb daher lange unter einem Baume stehen; als aber ausser der Heerde gar nichts seine Neugierde befriedigte, wagte er sich endlich ins Freie, und erblickte am gegenseitigen Ende ein niedliches Häuschen. Zwischen Furcht und Hofnung, dort einen Führer und Nahrung für seinen leeren Magen zu finden, gieng er in seinem Mantel gehüllt, straks darauf zu, und pochte an die verschloßne Thüre.

Ein steinaltes Mütterchen öffnete solche nach wiederholten Klopfen, und fragte ihn sehr unfreundlich: warum er so ungestüm klopfe, und was er hier zu suchen habe?

Wolfgang. Liebes Mütterchen, ich habe mich gestern Abends in dieser einsamen Gegend verirrt; habe diese Nacht im Walde geschlaffen; kenne weder Weg noch Steg, und suche jezt einen Führer, der mich wieder auf die Heerstraße leitet.

Mütterchen. (etwas freundlicher) Tretten sie nur herein! Wenn ich meine Suppe gekocht habe, will ich allenfalls selbst ihr Führer seyn!

Wolfgang folgte freudig, und trat mit ihr in ein niedliches Stübchen, das nach seiner in-

nern Einrichtung, denn die Wände desselben waren mit recht hübschen Bildern behängt, keinen ganz gemeinen Besitzer vermuthen ließ. Eben hatte Wolfgang auf dem angebothenen Stuhle Platz genommen, als er in einer Ecke des Zimmers ein Mädchen in einer niedlichen Bauerntracht erblickte, die ihr langes Haar auszukämmen bemüht war, und sich um des Fremden Gegenwart gar nicht zu bekümmern schien. — Mach, mach, daß du fertig wirst, sagt die Alte zu ihr, und gieng wieder hinaus um ihre Suppe zu kochen. Das Mädchen war nun mit seiner Beschäftigung zu Ende, fieng an, ihr Haar in Zöpfe zu flechten, und kehrte sich mit dem Gesichte gegen ihren Gast!

Guten Morgen, mein Herr, sagte sie lächelnd, wo kommen sie denn so früh hieher? Wolfgangen schien es, die Stimme dieses Mädchens schon gehört zu haben; er blickte ihr daher schnell ins Gesicht, und seine Verwunderung stieg mit einenmale bis zum höchsten Grade; denn nicht allein das Gesicht des Mädchens, sondern auch ihre ganze Gestalt, ihr Wesen, ihr Betragen, ihr Ton glich vollkommen der Gräfin M..., mit der er gestern spazieren gegangen war. Er suchte sich zwar immer im Zweifel der Unmöglichkeit, sie hier zu finden, aufs neue zu bestärken; aber die Aehnlichkeit ward seinem Auge immer stärker, und aller Zweifel mußte durch den augenscheinlichen Beweis ver-

schwinden. Schon wollte er sie anreden, schon fragen: durch welch ein Wunder sie hier, und in dieser Gestalt ihm erscheine? als die Alte mit einer Schüssel voll Suppe ins Zimmer trat, und seine schon entstehende Frage unterbrach.

Die Alte. (zu ihrem Mädchen) Nun, bist du endlich einmal fertig? Komm, iß geschwind ein paar Löffel, und eile dann fort. Es ist die höchste Zeit!

Mädchen. (zum Tische sich setzend) So früh wird er doch nicht kommen!

Alte. Du redst, wie dus verstehst! (zu Wolfgangen) Mein Herr, wenn sie lust haben, ein paar Löffel mit zu essen, so setzen sie sich ohne Umstände her.

Wolfgang befolgte stillschweigend ihre Befehle, und starrte noch immer das Mädchen an, die zu seiner größten Verwunderung ihn gar nicht zu kennen schien, und deren Aehnlichkeit mit der Gräfin sich doch in seinen Augen immer mehrte, und in seinem Herzen zur Gewißheit wurde. Die Alte hatte ihm indeß Suppe vorgelegt, und bat ihn ungescheut zu essen.

Die Alte. (zum Mädchen) Ich bitte dich um alles in der Welt, eile, und vergieß mir nur ja kein Wort, denn daran ist alles gelegen. Hast du dir alles gemerkt?

Mädchen. Ja ganz gewiß! kanns wie mein Vater unser auswendig.

Alte. Wills einmal probiren! Wenn du ihn nun den Steig herauf kommen siehst, was wirst du thun?

Mädchen. Da steh ich auf und geh ihm entgegen. Guten Morgen, Herr Wolfgang sag ich dann: Wo kommen sie denn so früh her?

Alte. Wenn er dich nun fragt: woher du seinen Namen weißt?

Mädchen So sag ich: o mein lieber Herr, ich kenne sie besser, als sie glauben! Kommen sie nicht aus Savojen? Handeln sie nicht mit Mäusefallen und Hecheln?

Alte. Und wenn er nun sagt: woher weißt du das?

Mädchen. So antworte ich: meine Mutter hat mirs erzählt; wills der Herr wissen, von wem sie es erfahren, so komm er mit zu ihr! Sie wohnt gleich da unten im Thale.

Alte. Wenn er nun aber sagt: gutes Kind, ich habe jezt keine Zeit; ich muß weit gehen.

Mädchen. Dann rede ich ihm freundlich zu,

bitte ihn so lange, bis er mirs endlich zugesteht. Dafür laßt überhaupt mich sorgen! Kommen soll er gewiß, wenn er anders nur ein bischen Gefühl besizt, und wenn er mir nur gefällt.

Alte. Gefallen oder nicht gefallen! Darauf kommts nicht an! Denke, daß dein und deiner Mutter Glück davon abhängt.

Mädchen. Ganz recht; aber gefallen muß er mir doch, sonst bring ich ihn nicht!

Alte. Gottloses Kind, heißt das seine Eltern ehren? Heißt dies, ihnen folgen? Wenn du an nichts denken willst, so denke ans vierte Gebot!

Mädchen. Will schon dran denken. Adieu indeß!

Alte. Glück auf! Glück auf!

Das Mädchen nahm nun ein Körbchen voll Kirschen unter den Arm, und gieng, ohne Wolfgangen angesehen zu haben, zur Thüre hinaus. Wolfgangs Verwunderung hatte, indeß dies alles geschah und gesprochen wurde, Stof zur Vermehrung in Menge gehabt; sie war auch bis zum höchsten Grade gestiegen, und forderte ungestüm von seinem Verstande Erläuterung. Dieser wußte sich dies alles eben so wenig zu erklären. Das

Mädchen, welches ihn eben verlassen hatte, war nach dem Zeugnisse seiner Augen, seines Gehörs, seines innern Gefühls, die Gräfin M..., mit welcher er gestern Abends spazieren gieng; von deren Seite er so unangenehm getrennt wurde, und bei deren Anblicke sich wieder eine heftige Leidenschaft in seinem Busen regte, die nur die unglückliche Begebenheit voriger Nacht unterdrückt, aber nicht ausgelöscht hatte.

Schon war er, mehr als einmal, im Begriff gewesen, sie anzureden, sie zu fragen: wie sie hieher, und in diese Gestalt komme? aber ihr gleichgültiges, ganz abschreckendes Betragen gegen ihn hatte ihn davon abgehalten? die Reden der Alten, die Antworten des Mädchens hatten ihn nun vollends so verwirrt, daß er alles für Zauberei hielt, und in der Erwartung eines neuen Wunders aus Furcht und Angst ganz stille schwieg. Warum sie nun, diese von ihm als sicher erkannte Gräfin, von der Alten in dieser Tracht ausgeschickt wurde, um ihn zu erwarten, ihn hieher einzuladen? Woher sie wissen könne, daß er diesen Weg wandeln würde? Wie er, ein armer Savojarde, der Gräfin Glück machen könne? Warum ihn die Gräfin, die ihn doch gestern so freundlich begegnete, und auf heute Mittag zu sich geladen hatte, nun gar nicht zu kennen schien, und doch zu suchen ausgieng? Dies waren lauter Fragen, die seine brennende Neugierde quälten, und wovon er sich keine, auch nur auf eine wahr-

scheinliche Art, zu beantworten wußte. Der einzige mögliche Fall, den sein Verstand sich danken konnte, und den er sich wirklich dachte, war, daß er steif und fest zu glauben anfieng: er würde durch irgend einen ihm feindseligen Zauberer verfolgt; von diesem immer in eine andere Gestalt verwandelt, vielleicht auch von ihm durch andre Gestalten geblendet. Einige alte Romane, in welchen er in seiner Jugend buchstabiren und lesen lernte, gaben ihm gestern nud ehegestern Stof zu diesem Gedanken; seine erhizte Einbildungskraft bildete sie jezt vollends zur wahrscheinlichen Wirklichkeit aus. Selbst sein Verstand war mit dieser Vorstellung zufrieden; denn nur aus diesem Gesichtspunkte konnte er sich die wunderbaren Begebenheiten allesamt erklären. Des Herrn von Tiefenthals, der Gräfin von M... gestriges Betragen, die Scene in der Bauernhütte, seine wunderbare Befreiung, die jetzige Begebenheit, alles dies waren nun, in seinen Augen, Folgen einer teuflischen Zauberei, womit irgend ein Zauberer, oder der Teufel selbst ihn zu äffen, und zu, Gott weiß, welcher schändlichen Absicht zu verführen suchte.

Als Wolfgang alle diese Betrachtungen anstellte, räumte unterdessen die Alte das Zimmer zusammen; ihr Gesicht glich so ziemlich einer Hexenphysionomie, wie solche in Feenmärchen und andern dergleichen Romanen geschildert wird. Wolfgang kam daher in Versuchung, sie für die

Frau des Zauberers zu halten, und beschloß gegen solche auf seiner Hut zu seyn. Eben war die Alte mit ihrer Beschäftigung fertig, und trat nun zu Wolfgangen.

Die Alte. Wo wollen sie denn eigentlich hin, mein Herr? und auf welche Strasse soll ich sie denn führen?

Wolfgang. Was auch meine Verfolger über mich beschlossen haben, so sehr sie auch meine Augen verblenden, so hoffe ich doch zu Gott, daß ich mit seinem Beistande aller Versuchung glücklich entgehen werde.

Die Alte. (erschrocken zurück trettend) Gott stehe mir bei, der Mensch ist närrisch.

Wolfgang. Närrisch nicht, aber vielleicht bezaubert! Ich stehe aber unter Gottes Schuz, und niemand soll mir etwas anhaben! — Dies sprach er rasch und schnell aus; die Alte hielts also fürs beste, die Flucht zu ergreiffen, weil sie ihn natürlich für einen Wahnsinnigen, nebenbei auch für einen Bösewicht hielt, der vielleicht unter dieser Larve, sie zu bestehlen und zu ermorden komme. Sie zog sich daher rückwärts nach der Thüre, und als sie solche erreicht hatte, sprang sie schnell hinaus. Durch diese Flucht ward Wolfgang in seiner Meinung nur noch mehr bestärkt, und freute sich hoch, daß er auf solche Art fer-

nern Versuchungen entgehen würde. Er beschloß daher sich nicht länger in diesem Hause aufzuhalten, und eilte ebenfalls nach der Thüre. Die vorsichtige Alte hatte solche aber von aussen verriegelt, und war wahrscheinlich zu einem nahen Nachbar um Hülfe geeilt. Wolfgang segnete und bekreuzigte sich oft; allein die verschloßne Thüre war nicht so furchtsam wie die Alte, und wich ungeacht seiner Beschwörung und Bemühung nicht aus ihrem Angel. Da er nun auf keine Weise länger hier verweilen wollte, so nahm er seine Zuflucht zum offnen Fenster, und stieg aus diesem sogleich hinaus ins Freie; er lief schnell rechts fort, und hatte kaum den Wald erreicht, als er auf der andern Seite desselben die Alte erblickte, welche in Begleitung zweier Bauern nach dem Hause zueilte. Dieser Anblick verdoppelte natürlich seine Schritte. Um sich immer mehr von ihnen zu entfernen, eilte er rechts in den Wald hinein, nnd war endlich so glücklich einen Fußsteig zu finden, auf welchem er eiligst fortwanderte; der Weg führte ihn bald durch ein Thal, bald einen hohen Berg hinauf; nirgends erblickte er Häuser, nirgends Menschen.

Schon müde und matt ruhte er einmal aus, und wickelte seinen Mantel, den er in der Nacht von seinem Führer erhalten, und noch immer um sich hängen hatte, zusammen. Als er weiter wanderte, nahm er ihn so zusammen gewickelt

unter den Arm, um leichter gehen zu können. Schon stand die Sonne hoch am Himmel, und der häufigen Ermahnungen seines Magens nach zu urtheilen, mußte es schon Mittag seyn, als der Wald lichter zu werden anfieng. Er verdoppelte daher seine Schritte, und befand sich bald am Ende desselben. Seine Freude darüber war groß, aber von kurzer Dauer; denn als er ins freie offne Thal, das nun vor ihm lag, blickte, entdeckte er zu seinem größten Erstaunen, ihm grade gegenüber, das nemliche Häuschen, aus welchem er diesen Morgen entsprungen war. Fest und sicher glaubte er nun, daß er bezaubert, durch der Alten Kunst, in der Irre herumgelaufen, und endlich doch wieder zurückzukehren gezwungen sey. Schon wollte er, seinem unvermeidlichen Schicksale, dem er seiner Meinung nach nicht auszuweichen vermochte, willigen Gehorsam leisten, und sich der alten Zauberin zum freiwilligen Opfer stellen, als er unfern von sich ein Geräusch hörte, und seine Furcht ihn mechanisch zurück zu eilen nöthigte. Er sprang, durch diese getrieben, seitwärts ins Dickicht, und verbarg sich unter einem Strauch. Sein horchendes Ohr hörte jezt Tritte; er sah daher unverwandt nach der Gegend hin, von welcher das Geräusch sich immer näherte. Vor seinem erstaunten Auge zog nun die Gräfin M..., als Dame gekleidet, vorüber; sie las in einem Buche, und gieng langsam; ihr folgten zwei Bediente, und Wolfgang

gang erkannte deutlich in einem derselben den Jäger, welcher ihn gestern in den Wagen gehoben hatte. Ein kleines Hündchen, welches ihr zur Seite lief, witterte Wolfgangs nahe Gegenwart. Es kam bis zum Strauche, unter welchem dieser verborgen lag, und bellte den fremden Gegenstand ganz natürlich an. Eben so natürlich machte auch sein Gebelle die lesende Gräfin aufmerksam; sie blieb stehen, und befahl dem nachfolgenden Jäger nachzusehen, was den Hund zum bellen reize. Der Jäger fand bald Wolfgangen unter dem Strauche, welcher gleich einem Haasen, den der Hund schlafend im Lager überfallen, sich tief zusammen drückte, und gleich diesem, ungewiß, welchen Weg er zur Flucht wählen soll, den bellenden Hund anstarrte. Er wurde sogleich von dem Jäger erkannt, und ohne von ihm mit einer Frage belästigt zu werden, eilte dieser, seiner Herrschaft zu berichten: daß der fremde Herr, welcher gestern mit ihr gefahren, hier unter einem Strauche verborgen liege.

Wie, Signor hier? schrie die Dame laut auf, und versuchte sich durch die Sträucher zu ihm hinzuarbeiten. — Jezt oder nie mußt du der Zauberin entfliehen! dachte Wolfgang, und wählte das leztere. Als er sie also sich selbst nahen, und ihm immer rufen hörte, sprang er schnell auf, und tiefer ins Dickicht hinein. Das Geräusch, welches er verursachte, entdeckte eben so

geschwind der Gräfin seine Flucht. Sie rief ihm daher unaufhörlich nach: so warten sie doch nur! Signor! so hören sie doch nur! Ich habe ihnen viel und nothwendige Dinge zu sagen! Ich will ja gar nicht fragen, was sie hier zu thun hatten; so warten sie doch nur! Aber eben dies dringende Rufen verdoppelte Wolfgangs Angst und Schritte.

So lange ich fliehen, dieser Sirenen Stimme ausweichen kann, dachte er, ists Glück für mich! und suchte sich immer emsiger durch das Gestripp durchzuarbeiten. Seine Absicht gelang ihm bald. Die Gräfin vermochte ihm nicht zu folgen; immer blieb ihr Kleid in den Sträuchen hangen, und ehe sie sich losmachte, war er ihren Augen schon entflohen. Bald hörte er auch ihre Stimme nicht mehr! Durch immerwährende Flucht äusserst ermüdet, erreichte er endlich einen hohen Felsen, den er entweder überklettern oder rückkehren mußte. Seine Furcht wählte das erstere, und seine äusserste Müdigkeit bewog ihn nur, erst ein wenig auszuruhn, bevor er diesen beschwerlichen Weg beginnen wollte. Eben hatte er sich aufs neue in seinen Mantel gehüllt, und ein wenig zu schlafen versucht, als ein neues Geräusch ihn weckte und empor scheuchte. Erst jezt entdeckte er, daß er sich nahe an einem Fußsteige gelagert hatte, auf welchem sich jemand zu nähern schien. Er blickte dem Geräusche angstvoll entgegen, und sah zu seinem größten Erstaunen die Gräfin M...

aufs neue sich ihm nähern. Sie war, so wie er sie frühe Morgens bei der Alten gesehen hatte, als ein Bauernmädchen angekleidet, und trug ihr Körbchen am Arme. So sehr sich auch Wolfgang an die Felsenwand schmiegte, — denn zu entfliehen vermochte er nicht, — so mußte ihm doch die Gräfin, weil sie grade ihm gegen über den Berg herauf stieg, bald erblicken. Sie starrte ihn an, und stand unentschlossen stille. Um ihre Verlegenheit zu verbergen, fieng sie an, eines ihrer Schuhbänder, das sich gelöst hatte, wieder zu befestigen, und schielte immer seitwärts nach Wolfgangen, der in seinem Mantel gehüllt, statuenähnlich da stund. Er bekam bei dieser Gelegenheit einen der schönsten weiblichen Füsse zu sehen, aber so reizend diese Aussicht auch war, so drückte er doch absichtlich die Augen zu, um seiner Meinung nach der teuflischen Versuchung zu entgehen. Da sie bald ihr Geschäft geendigt, stand die Gräfin ihm nun gegen über, sah ihn unverwandt an, und wagte es doch nicht ihm näher zu kommen. Wolfgang beobachtete eben dies stillschweigend, indem er seinen verschloßnen Augen dann und wann einen Blick nach der reizenden Gräfin unwillkührlich erlaubte Endlich fieng die Gräfin zu sprechen an. Mein Herr, sagte sie furchtsam, und trat ein paar Schritte näher, ich habe von ihnen doch nichts zu befürchten? Ich eile nach Hause, meine Mütter erwartet mich

gewiß mit Sehnsucht. Ich bitte sie, lassen sie mich ungehindert gehen.

Wolfgang. Gehen sie in Gottes Namen. Ich verlange ihre Gesellschaft nicht! Nur verrathen sie mich nicht, und zeigen mir, wenn sie Barmherzigkeit mit einem Unglücklichen haben wollen, den nächsten Weg aus dem Walde. —

Auf diese kräftige Versicherung faßte das Mädchen Muth und sprang pfeilschnell vor ihm vorbei. Als sie ungefähr dreisig Schritt von ihm entfernt war, kehrte sie sich um, und sagte: mein Herr, wenn sie etwann der unglückliche Mörder sind, den man heute in diesem Walde so begierig sucht, so fliehen sie nach der Gränze! Rechts hinunter werden sie die Strasse dahin finden. Wandern sie alsdenn getrost bergauf, sie können solche noch heute erreichen. Als sie dies gesagt hatte, verschwand sie bald aus Wolfgangs Augen, und verließ ihn in einer neuen, noch grössern Verlegenheit. Der Name Mörder fiel zentnerschwer auf sein Herz, er erinnerte sich der nächtlichen Begebenheit, und seiner Gefangennehmung. Nichts war ihm daher wahrscheinlicher, als daß man ihn für einen Mörder halten, und als einen solchen verfolgen könnte. Doch noch wahrscheinlicher als diese Vermuthung wurde ihm bald der Gedanke: daß alle diese Begebenheiten nur Trug und

List der Zauberkunst wären, die seiner Einbildung nach auf alle seine Handlungen, auf alle die unerwartete Vorfälle den stärksten Einfluß haben müsse. Die Gehülfin der alten Hexe, dachte er weiter, will mich nur furchtsam machen; zeigt mir aus Absicht den Weg zur Rechten, damit ich mich aufs neue ihrer Wohnung nähern, und endlich in ihre Schlingen fallen muß. Er beschloß daher seinen Weg über den steilen Felsen fortzusetzen, lieber unter einem Baume sein Nachtlager zu halten, lieber für Hunger und Durst zu verschmachten, als sich der zauberischen Gegend, die ihm eben zur Rechten lag, mehr zu nähern. Der Anblick der Gräfin, die sich ihm vor kurzen als Dame, nun wieder als Bauernmädchen gezeigt hatte, bestättigte sein gefaßtes Vorurtheil vollkommen, und machte es daher seiner Einbildungskraft auch wahrscheinlich, daß die Geschichte der vorigen Nacht nur ein Blendwerk gewesen sey, um ihn in diese Einöde zu locken, und die unergründliche Absicht mit ihm desto besser und sicherer zu erreichen. Er sammlete daher alle seine Kräfte, um den Felsen, der ihm links lag, so bald als möglich zu erklettern. Nach vielen vergeblichen Versuchen gelangs ihm auch endlich, bis an dessen Spitze empor zu klimmen. Er konnte von der Höhe desselben die ganze weite Gegend übersehen, und erblickte bald zu seinen Füssen ein grosses Dorf, in welches er sogleich zu eilen, und nach dem Herrn von Tiefenthal zu fragen beschloß, um von diesem, wo möglich seinen Paß, seine Klei-

der, seine Geräthschaften wieder zu erhalten, und dann auf immer eine Gegend zu verlassen, in welcher er seiner Meinung nach, bald um seine Seele und deren Heil wäre betrogen worden.

So nahe ihm auch das Dorf zu liegen schien, so erreichte er es doch der vielen Umwege und seiner Müdigkeit wegen erst bey Sonnen Untergange. In seinen Mantel gehüllt, und ohne Hut, denn diesen hatte er schon vorige Nacht, unwissend wo, verlohren, trat er nun in die Schenke des Dorfs, sezte sich hinter den nächsten Tisch, und forderte ein Glas Bier, und ein Stück Brod, um seinen brennenden Durst, seinen eben so heissen Hunger zu stillen. Der Wirth, ein unbehülflicher, dicker Mann, der allein in der Stube auf einem alten Großvaterstuhle saß, ließ sich einigemale bitten, ehe er sein Verlangen zu befriedigen hinaus gieng. Endlich kehrte er mit dem so dringenden Labsale zu Wolfgangen zurück, und stellte beides vor ihm nieder. Wolfgang aß und trank begierig, ohne den Wirth zu beobachten, der indeß vor ihm stehen blieb, und ihn sehr aufmerksam betrachtete. Wo denn her, so allein, sagte endlich der Wirth, und wo geht denn die weitere Reise hin?

Wolfgang. (etwas verwirrt, aber sich bald fassend) Ich komme von Nürnberg, und reise zu dem Herrn von Tiefenthal, denn sie vielleicht kennen werden?

Wirth. O ja, ich kenne ihn recht gut, sein Schloß liegt kleine drei Stunden von hier.

Wolfgang. (der über die Antwort des Wirths erfreut war) Ich habe mich heute früh vom meinem Wege verirrt, bin auf Abwege gerathen, und habe den ganzen Tag vergebens den Ausweg aus dem Walde gesucht. Zum Glücke habe ich endlich dies Dorf erreicht. Wollten sie mir nicht einen Boten besorgen, der mich morgen früh nach dem Schloße des Herrn von Tiefenthal führte?

Kann geschehen! sagte der Wirth ganz pflegmatisch, und gieng wieder zur Thüre hinaus.

Zwei baumstarke Knechte traten bald herein, und sezten sich Wolfgangen gegen über, der sich sein Bier und Brod indeß herrlich schmecken ließ, und dabei seines ausgestandenen Elends zu vergessen anfieng; da er überdies morgen früh die angenehme Hofnung hatte, den Herrn von Tiefenthal, dessen Wirklichkeit er nach der Aussage des Wirths nun nicht mehr bezweifelte, wieder zu sehen. Dort, dachte er, lege ich wieder meine Jacke an, und wandere frohen Muths aus dieser Zaubergegend fort.

Kaum hatte er dies gedacht, und auszuführen beschlossen, als der Wirth mit einigen Begleitern wieder ins Zimmer trat. Einer davon hatte

Fußeisen in der Hand, und näherte sich Wolfgangen. Die Knechte traten gleichsam näher. Herr, sprach jezt der Mann mit dem Eisen, will er sich gutwillig gefangen geben, oder will ers drauf ankommen lassen, daß wir ihn mit Gewalt binden? Entkommen kann und wird er nicht, dafür ist schon gesorgt, und überwältigen wird er uns noch weniger; drum wähle er lieber das Klügere, und laß er sich gutwillig schliessen! — Wie sehr Wolfgang über diese Anrede erstaunte, läßt sich leicht begreifen. — Ich seze mich nicht zur Gegenwehr, sagte er, macht mit mir, was ihr wollt, aber ich bin unschuldig. — Kann endlich wohl möglich seyn, antwortete der Wirth, aber wahrscheinlich ists nun eben nicht. Der Mantel, den der Herr hier um hat, ist mir nebst vielen andern Sachen und Gelde vergangene Woche gestohlen worden, und wer den Mantel hat, der wird über das Uibrige wohl auch Bescheid zu geben wissen. Kann aber der Herr, Auskunft geben: von wem er den Mantel gekauft, oder wie er sonst dazu gekommen ist? so werden wir dem Herrn kein Leid zufügen, und nach gehöriger Untersuchung seiner Aussage ihn ruhig seine Straße ziehen lassen.

Ja, wenn der Herr dies kann, sprach nun der Mann mit dem fürchterlichen Fußeisen, so werde ich ihm keineswegs die Eisen anlegen. Also heraus mit der Sprache: wo hat er den Mantel her?

Wolfgang. (in größter Verlegenheit) Dieser Mantel — ich habe ihn heute — — — heute erst auf der Straße gefunden?

Wirth. Aha! singen die Vögel so? Das gewöhnliche Lied der Spizbuben, wenn sie über ungerechten Gut erwischt werden Gevatter, legt ihm nur die Eisen an. Unser Herr Gerichtsverwalter wird ihn schon zum Geständniß zwingen, ich hoffe mit Gottes Hülfe all meine Sachen zurück zu erhalten! — Das wünsche ich von Herzen, erwiederte der Mann mit den Eisen, die er eben an Wolfgangs Füssen zu befestigen suchte. — Dieser litt es geduldig, und glaubte in diesem Augenblicke mit seinem neuen Zustande zufrieden zu seyn, weil er vor Gericht seine Unschuld darzuthun, und endlich aus der immer sich erneuernden Verwirrung und ewigen Angst und Unruhe befreit zu werden hofte Ohne Widerspruch ließ er daher mit sich machen, was seine Wächter ohnehin nicht unterlassen håtten. Als man ihm aber den gestohlnen Mantel abnahm, und alle zu schreien anfiengen: je, das ist ja der Mörder, den man so emsich sucht! Als alle einstimmig versicherten, daß er der Beschreibung nach das nemliche Kleid, die nemlichen Haare, das nemliche Gesicht habe, da sank sein Muth! Da fieng er laut zu weinen an!

Gott, rief er aus, in welches Elend, in welchen Jammer werde ich ganz unschuldig ge-

stürzt! — Die Anwesenden achteten aber seiner Thränen und Seufzer nicht! Hättest du, sagte einer aus ihnen, das alles eher überlegt, so könntest du Thränen und Seufzer ersparen, denn diese löschen kein Blut aus, das nur wieder durch Blut versöhnt werden kann! — Unter diesem tröstlichen Zuspruche wurden Wolfgangen, ohngeacht seines Flehens, und der Versicherung, daß er nicht entfliehen wolle, die Hände auf den Rücken gebunden, und sogleich von allen Anwesenden Rath gehalten: wie man diesen gefährlichen Dieb und Mörder, so lange es noch Tag sey, aufs schleunigste nach dem Gefängniß liefere, damit er nicht wieder entspringen, oder gar, wie gestern, seinen Begleiter erschlagen könne? Jedes dieser Worte war für Wolfgangen neuer Stof zum Jammer, zur Verzweiflung. Sein ganzer bisheriger Trostgrund, den er sich den ganzen Tag über, so ziemlich eigen gemacht, und immer fester geglaubt hatte, daß dies alles nicht wirklich geschehen, sondern nur ein Blendwerk gewesen, schien nun auf einmal zu verschwinden! Sein Ohr hörte von jedem, der nur den Mund öffnete, die Bestätigung der ganzen Geschichte; und selbst die einzige Hofnung, daß dies alles ein neues Blendwerk seyn könne, verließ ihn gradweise, als man ihn gebunden auf einen Wagen warf; und mehr als zwölf bewaffnete Männer neben ihm hergiengen, und ihn bei der geringsten Bewegung sogleich zu erschiessen drohten.

Diese Hofnung verließ ihn ganz, als er endlich nach einer Fahrt von zwei Stunden vom Wagen herab in einen dunkeln, finstern Keller getragen, und die Thüre hinter ihm zugesperrt wurde. Auf der kalten, feuchten Erde lag er nun da, jammerte, weinte und klagte vergebens sein Leiden den mosigten Wänden, die seine Seufzer zwar wiederholten, aber ihm eben dadurch schlechten Trost gewährten. Eben so vergebens betheuerte er zu wiederholtenmalen seine Unschuld; niemand hörte ihn, niemand antwortete. Besser als alles dieses gelang ihm die Bemühung, seine Hände von den Stricken zu befreien. Die Schleife war schon durch einen Zufall auf dem Wagen gelöst worden, und die unachtsamen Wächter hatten solche nicht untersucht, da sie wohl wußten, daß er, wenn er auch die Hände frei hätte, doch nicht durch die zwei eisernen Thüren, die den Eingang des Kellers verwahrten, durchdringen könne. Es gelang ihm also bald, seine Hände aus den lockern Schlingen herauszuwinden, und sich wenigstens durch den freien Gebrauch derselben seine Lage bequemer zu machen. Die äusserste Ermattung seines Körpers, noch mehr das Bewußtseyn seiner völligen Unschuld machten es vereint möglich, daß er auf seinem harten Lager bald in tiefen Schlaf versank.

Ein dumpfes, anhaltendes Getöse und Klopfen weckte ihn gegen Mitternacht. Noch trun-

ken vom Schlafe rieb er sich vergebens die Augen, um in der dicken Finsterniß, die ihn umgab, die Ursache dieses Geräusches zu entdecken. Sein Ohr hörte es deutlich, aber sein Auge sah nichts! Zitternd und bebend erwartete er stillschweigend den Ausgang dieses Lärms, das bald stärker, bald schwächer aus dem Hintergrunde des Gewölbes ertönte. Ungeachtet er nichts zu sehen vermögend war, so zwang ihn doch die sich immer mehrende Furcht sein Auge stets nach der Gegend zu richten, von welcher das Getöse herzukommen schien. Wie er so dahin starrte, hörte er auf einmal einen starken Knall; ein heller Lichtstrahl fuhr quer durchs Gewölbe, und erleuchtete die gegenseitige Mauer. So wie der Lärm und das Gepolter sich ihm immer näherte, eben so vergrösserte sich auch dieser Strahl und erleuchtete nach und nach den ganzen Keller.

Angst und Furcht bemächtigten sich jezt erst vollends des armen Wolfgangs; seine Haare sträubten sich in die Höhe; er wollte von der Stelle, auf welcher er lag, und die sich nun auch zu erleuchten anfieng, entfliehen, aber seine Füsse versagten ihm den Dienst, und er vermochte sie nicht zu bewegen. Alle seine übrigen Sinne hatten seinem Ohre, seinem Auge ihre Kraft geliehen, sie vereinigten sich in diesen beiden. Er konnte nur hören, nur sehen; sein ganzer Körper war übrigens gelähmt, und

keiner Bewegung fähig. Vor seinem noch immer starrenden Auge stieg jezt mitten in dem vergrössernden Lichtstrahle ein langer schwarzer Mann herab. Ein mit allerhand Figuren bezeichneter Zaubergürtel hieng quer über seine Schulter; in seiner rechten Hand trug er eine brennende Fackel, in seiner linken einen langen Stab; unter dem Arme hatte er ein zusammengeroltes, weisses Tuch, das er unsern vor Wolfgangen auf die Erde legte. Diesem natürlichen Zauberer folgte bald darauf eine andre männliche Gestalt, welche ganz weis gekleidet zu seyn schien, und in ihren beiden Händen verschiedene Werkzeuge trug, die Wolfgangs schon dämmerndes Auge nicht mehr unterscheiden konnte. Er war durch diese plözliche Erscheinung beinahe aller seiner Sinne beraubt. Er suchte seine wenigen noch übrigen Kräfte zu sammlen, hob sich schnell vom Boden empor, und schrie mit fürchterlicher Stimme: alle gute Geister loben Gott! Kaum hatte er diese mystischen Worte aus seiner von Schrecken zusammgeschnürrten Kehle herausgepreßt, als dem Zauberer die brennende Fackel aus der Hand sank, und dieser mit der ihm folgenden weissen Gestalt sogleich verschwand. Die Fackel brannte auf dem Boden fort, und Wolfgang bekam nach und nach den Gebrauch seiner Sinne wieder. Diese belehrte ihn, daß das Licht besser als Finsterniß sey, und daß die Furcht mit lezterer sich mehrte, mit erstern sich mindre.

Er grief daher mechanisch nach der Fackel, und beleuchtete mit ihr zitternd seine Wohnung. Zu seinen Füssen lag jezt das weisse Tuch, nahe dabei eine Hacke und Schaufel, welches alles der Zauberer ihm zurückgelassen hatte. Als er die Fackel nach der Seiten wandte, den Entflohenen vergebens suchte, und nun in die Höhe blickte, sah er durch eine weite Oeffnung den gestirnten Himmel, und an diesem den halbvollen Mond, dessen Strahlen eben auf Wolfgangen fielen.

Begierde nach Freiheit herrscht in jedem Menschen, in des Gefangenen Seele am meisten. Beim Anblicke des hellen Monds schwand alle Furcht aus Wolfgangs Herzen; das Verlangen, sich befreit zu sehen, erfüllte es. Er nahm jezt, ohne den Inhalt desselben zu kennen, das weisse Tuch unter seinen Arm, und besaß bereits so viel Fassungskraft, daß er auch der neben demselben liegenden Hacke nicht vergaß, um mit dieser sich seiner Fesseln zu entledigen. Noch immer die Fackel in der Hand haltend, stieg er mit den übrigen Geräthschaften gegen die Oeffnung empor, und kam durch solche glücklich in einem Garten, den der Mond hell beleuchtete. Seines Lichtes nun ganz versichert, warf Wolfgang die Fackel in die Oeffnung zurück, und eilte vorwärts. Kaum hatte er hundert Schritte vollendet, als er an eine offne Thüre, und durch diese auf eine weite Ebne gelang, die sein forschendes Auge nicht zu durchmessen vermochte. Er sezte sich an

der äussern Gartenmauer nieder, und war mit Hülfe der Hacke bemüht, seine Füsse von den Fesseln zu befreien, die man ihm im Wirthshause angelegt hatte. Seine Bemühung gelang, das Schloß sprang nach einigen Schlägen auf, und Wolfgang eilte, befreit von diesen, die Ebne hinab. Noch immer trug er das weisse Tuch, das der Zauberer zu seinen Füssen liegen ließ, unter dem Arm. Jezt erst wurde er begierig, den Inhalt desselben zu untersuchen. Er entwickelte es im Gehen, und fand darinne, ein ganz hübsches grünes Kleid, sammt Weste. Dies, dachte Wolfgang, ist dir nun freilich, absichtlich von dem Zauberer gegeben worden. Ich würde es, fuhr er zu denken fort, gewiß nicht anziehen, wenn ich ohne Hülfe dieses Kleides nur zu dem Herrn von Tiefenthal gelangen und dort meine Jacke wieder erhalten könnte. Da ich aber weder Weg noch Steg kenne; da ich, um zu ihm zu gelangen, doch irgend jemanden fragen muß, so ists ganz natürlich, daß ich in meinem jezigen Kleide wieder als ein Mörder erkannt, und als solcher aufs neue ins Gefängniß geschlept werde! Eben so natürlich schien es ihm überdies, daß man ihn, so bald man seine Flucht aus dem Keller entdecken würde, sehr emsig suchen, und im unveränderten Anzuge sogleich finden könnte. Alle diese Gründe waren so so wichtig, daß sie seine Furcht gegen dies zauberische Kleid nicht allein überwanden, sondern ihn sogar mit Muthe stärkten. Er zog es daher sogleich an, und warf sein blaues Tref-

senkleid, welches ihm erst so schön dünkte, in einen nahen Strauch.

Aufs Geradewohl wanderte er nun weiter, und überlegte im Gehen die Begebenheit dieser Nacht. Daß ein Zauberer ihn necke, quäle, vielleicht zu irgend einer Absicht verleiten wolle, unterlag seiner Meinung nach keinem Zweifel mehr, weil er die Wirkung durch zwei Tage schon deutlich gefühlt, und vor einer Stunde sogar den Zauberer selbst von Angesicht zu Angesicht gesehen hatte; daß dieser es doch aber eben nicht so böse mit ihm meinen müsse, weil er ihn immer aus der größten Gefahr wieder befreiet, schien ihm eben so wahrscheinlich, und wurde ihm bald noch weit wahrscheinlicher, als er von ungefähr in die Tasche seines neuen Kleides grief, und darinne einen ledernen Beutel mit zwölf neuen schönen Thalern, und sechs eben so blanken Goldstücken angefüllt fand. Er war in seinem Leben noch nicht Besitzer einer so grossen Summe gewesen; seine Freude darüber war also groß, und ob ihm gleich sein Gewissen zuflüsterte, daß er dies teuflische Geld sogleich von sich werfen sollte; so hieng sein Herz doch zu sehr daran, und überredete ihn, daß ein Stück davon, wenn er es in seinem Vaterlande der Kirche seines Dorfs opfere, die ganze Sünde versöhnen könne. Auch war ihm die Macht des Zauberers minder furchtbar geworden, weil ihn die Erfahrung gelehrt hatte, daß er und seine Gehülfen sogleich vor ihm weichen

chen und fliehen müsten, wenn er der geringsten Beschwörung und des blossen Namen Gottes sich nur zu seiner Vertheidigung bediene. Sehr lebhaft mahlte ihm jezt aber sein Gewissen die Gefahr, in welcher er sich stürzen würde und müste, wenn er länger in dieser zauberischen Gegend verweilte. Ein schönes weibliches Gesicht, eine große Menge Geld, womit der Zauberer zu loken scheint, fuhr solches in seiner Ermahnung fort, wird dich bald in den Abgrund führen, welchen er dir zubereitet hat, und dann wird Reue und Jammer zu spät seyn.

Wolfgang sah die Wichtigkeit dieser Warnung deutlich ein. Er beschloß also sogleich nach dem Schlosse des Herrn von Tiefenthal zu eilen; dort, wenn dieser, wie er allerdings zu glauben Ursache habe, auch mit dem Zauberer in Bund stehe, durch irgend eine List sich seiner vorigen Kleider, und vorzüglich seines Passes zu bemächtigen, und dann bei Nacht und Nebel fortzufliehen Unter diesen Entwürfen, Gedanken und Entschliessungen war er immer fortgewandert, hatte nun das Ende der Ebne, und den Anfang eines Waldes erreicht, in welchem er bei der Nacht fortzuwandeln kein Behagen fühlte, und doch trieb ihn die Furcht, vielleicht verfolgt, und im Freien desto geschwinder entdekt zu werden, immer vorwärts. Der Mond gieng eben unter. Seine Furcht vermehrte sich mit der Finsternis, die sich nun über die



BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

ganze Gegend verbreitete. Lange zögerte er, endlich schliech er doch in den Wald hinein, und da die Dicke des Gebüsches, und die immer sich mehrende Finsternis ihm das weitere Vordringen unmöglich machten, so warf er sich unter einem Baume nieder, um hier den Anbruch des Tages zu erwarten. Angst und Furcht liesen ihn nicht schlafen. Jedes leise Geräusch, ein herabfallendes Blatt vermehrten beides, und verscheuchten allen Schlaf. Als es Tag zu werden anfing, und die ersten Strahlen der Sonne schon die Gegend beleuchteten, erhob er sich von seinem harten Lager, und versuchte weiter zu wandern. Um irgend einen Weg zu entdecken, schliech er sich bis ans Ende des Walds, und guckte, gleich einem furchsamen Rehe, in die freye Ebne, die vor ihm lag. Erschrocken bebte er bald darauf zurück, rieb sich die Augen, blikte wieder hinaus, und bebte noch stärker zurück. So gerne er auch falsch gesehen zu haben, sich überreden wollte, so bestätigte doch der nun zum dritenmale gewagte Blick sein Schrecken aufs neue.

Das fatale Häuschen, von welchem er sich den ganzen vorigen Tag nicht zu entfernen vermochte, lag jezt wieder ihm grade gegen über. So bin ich den verdammt immer und ewig, rief er endlich aus, bei diesem zauberischen Hause herum zu irren! Was habe ich Aermster denn verbrochen, daß ich grade zu in die Falle gehen muß, die mir der Zauberer zu meinem Verderben auf-

gestellt hat? Und wenn sich, sezte er entschlossen hinzu, alle Mächte der Höllen verbänden, mich in dies Zaubernest hinzuführen, so will ich doch so lange, als mirs immer möglich ist, gegen diese teuflische Versuchung kämpfen! — mit diesem Entschlusse bewaffnet kehrte er sich schnell um, und drang auf der entgegen gesezten Seite aufs neue durch das Gestripp in Wald hinein. Bald erreichte er einen Fußsteig, der sich seiner Absicht gemäß die Länge hinunter schlängelt, und ihn wenn er ihn wandle, im̃er weiter von dem Häuschen entfernen muste. Bald darauf war er auch so glücklich einen breiten Weg, und endlich gar eine ordentliche Strase zu erreichen. Nicht lange war er auf dieser fortgeeilt, als er einen Wagen den eben zu ersteigen angefangenen Berg herunter rollen sah. Herzlich gerne wäre er diesem ausgewichen, hätte sich, da an beiden Seiten der Wald fortlief, unter den Bäumen desselben verstekt, wenn nicht ein vorauseilender Jagdthund ihn, ehe er es bewerkstelligen konnte, durch sein Bellen davon abgehalten und noch zu rechter Zeit an die gestrige Szene im Walde erinnert hätte. Vergebens bemühte er sich den Hund von sich abzuwehren; sein Eifer ihn zu verfolgen, wurde immer anhaltender. Eben nahm er seine Zuflucht zu einigen Steinen, um mit diesen den ungebetnen Gast zu vertreiben, als der Wagen bei ihm vorüber fuhr. Je, das ist ja Signor! rief eine weibliche Stimme: Papa, Signor geht hier! Halt, schrie eine Baßstimme, halt! und der Wa-

gen stand. Flugs sprang aus demselben Herr von Tiefenthal, und eben so geschwind folgte ihm Fräulein Luise nach.

Herr v. Tiefenthal. Wohl mir, Signor, daß ich sie treffe! Nur ihnen zu gefallen entschloß ich mich, zur Gräfin zu fahren, bei der es ihnen so wohl gefällt, und über deren Reize sie ihren ersten gewiß aufrichtigen Freund so ganz vergessen haben! Ich würde es nicht über mein Herz gebracht haben, die Arglistige zu besuchen, wenn ichs nicht als gewiß vorausgesezt, daß sie sichs ausdrücklich von ihnen bedungen, mich nicht mehr zu besuchen; und wenn ich nicht vermuthet hätte, daß in dem Paquete, welches sie in ihrem Zim̃er zurück liessen, einige Sachen von Wichtigkeit enthalten wären. Dies ihnen also selbst zu überbringen, sie nebenbei noch einmel wenigstens zu sehen, war die Absicht meines Besuchs, die ich nun so unvermuthet zu meiner innigen Freude hier erfüllen kann. Aufrichtig gestehe ichs ihnen übrigens, daß es mir äußerst Leid thut, sie so bald verlohren zu haben. Ich hatte mir eine so angenehme, eine so herrliche Zukunft geträumt, hatte —— Doch es ist vorbei, ich bin erwacht, und sehe deutlich ein, daß Träume nicht im̃er erfüllt werden.

Wolfgang hätte den Herrn von Tiefenthal, wenn es ihm anders beliebt hätte, eine ganze Stunde fortreden lassen, wäre ihm gewiß nicht

ins Wort gefallen, weil er seine ganze Anrede nicht verstand, und Aufklärung zu verlangen nicht Muth besaß, da die Zusammenkunft im Walde ihm so absichtlich, so zauberisch schien. Auch jezt, als Tiefenthal schwieg, beobachtete Wolfgang ein gleiches Stillschweigen, mit zwei großen Steinen in der Hand, die er zur Gegenwehr wider den Hund ergriffen hatte, stand er mit starrem Blike da, und harrte des Augenbliks, in welchem ihm Tiefenthal nach bereits geschehenem Versprechen seine Sachen überreichen würde. Dies war sein erster, sein vorzüglichster Wunsch; der zweite, welcher sich unmittelbar an den ersten kettete, bestand darinne, daß er alsdenn sogleich aus dieser ihm so gefährlichen und verdächtigen Gegend in seiner gewöhnlichen Kleidung forteilen, lieber schwarzes Brod essen, und auf Stroh schlafen, als bei beständiger Versuchung des Teufels im Uiberfluß schwelgen wollte.

Fräulein Luise unterbrach aufs neue dies Stillschweigen. Sie war heute reizender als jemals gekleidet, und ein nur etwas aufmerksamer Beobachter, als Wolfgang in seiner jetzigen Lage seyn konnte, hätte es bemerken müssen, daß dies absichtlich geschehen sei. Ein leichter Strohhut, der durch bloßes Ungefähr seitwärts gesezt zu sein schien, deckte ihr blondes, in natürlichen Locken wallendes Haar. Dieser Hut versteckte zwar in etwas das schmachtende rechte Auge der schönen Luise, verschafte aber dadurch ihrem linken Auge

ein desto offneres und freieres Feld, ungehinderter schmachten, und würken zu können. Die frische Morgenluft hatte ihr Gesicht mit einer angenehmen Röthe überzogen, die durch ihre ganz weiße Kleidung noch mehr erhöht wurde, und mit dieser kontrastirte. So gefährlich ausgerüstet trat sie nun vor Wolfgangen, und verschloß dadurch seinen Augen jede andre Aussicht.

Signor, sprach sie, und ergrief schmeichelnd seine Hand, die sie mit ihren beiden fest hielt, auch ich habe Stoff in Menge, mich über ihre so schnelle entfernung zu beschweren! Auch ich träumte gleich meinem Vater, mir einen längern Genuß ihres angenehmen und lehrreichen Umgangs! Auch ich hofte, daß sie meinem guten Vater den Verlust eines Sohnes vergessen machen, und seine Stelle bei ihm einnehmen würden! Alle diese reizenden Aussichten sind nun verschwunden. Mein Vater trauert aufs neue, und ich habe keinen Bruder mehr! Bei ihnen, lieber Signor, stehts freilich noch immer, unsre Hofnung zu erneuern! Was mein Vater nicht wagen wollte, wage ich als Frauenzimmer mit mehrerer Hofnung auf sichere Erfüllung! Da vielleicht nicht ein blosses Ungefähr uns hier so unverhoft zusammen führte; da nicht die Gegenwart der freylich reizenden Gräfin meiner Bitte jede Kraft raubt, so wage ich es kühn, sie dringend zu bitten mit uns zurückzukehren, bei uns zu wohnen, mit unserm ganzen Hause, mit unsrer Haabe und Vermögen

als Eigenthümer zu befehlen! (seine Hand sanft drückend, und ihm schmachtend ins Auge blickend) Ich werde gewiß alles, was in meinen Kräften steht anwenden, um ihnen den Auffenthalt bei uns so angenehm als möglich zu machen.

Sie schwieg, und Tiefenthal, der bisher gleich einem Generale, welcher dem tapfern Feind den Kern seinen Truppen entgegen sendet, voll Erwartung da stand, erschrack und erblaßte, als er mit einemmal all seine Hofnung vernichtet, sich und sein Kriegsheer durch Wolfgangs Antwort total geschlagen sah. Ich bedaure, sprach dieser stamlend, ich bedaure wirklich von ganzem Herzen, daß ich ihrer gütigen Einladung nicht würdig bin, und solche nicht annehmen kann! Umstände, die ich zu erzählen nicht vermag, zwingen mich so schnell als möglich diese Gegend ganz zu verlassen. Ich wandle wirklich diese Strase, um bei ihnen meine wenige Kleidungsstücke und übrigen Sachen abzuholen, und dann auf immer von hier fortzueilen.

Fräulein Luise wagte einen neuen Angriff. Nun wohl, rief sie aus, so soll ihr Vorsaz auch ganz in Erfüllung gehen! Sie sagten selbst, daß sie zu uns eilten. Um ihre Eilfertigkeit nicht zu hindern, um ihr vielmehr förderlich zu seyn, so nehmen sie Plaz in unserm Wagen, ich versichere sie, daß wir recht geschwind unser Schloß erreichen werden. Kommen sie also, Signor, kommen sie! (ihn nach sich ziehend)

Wolfgang. Ich muß — ich kann — ich bitte unterthänigst. Herr von Tiefenthal hatte die Gnade mir zu versprechen, daß er mir hier meine Sachen übergeben wollte; ich bitte also recht sehr, recht dringend!

Fräulein Luise. (ihm ins Wort fallend) Nein! nein, Papa, geben sie ihm solche nicht! Signor soll wenigstens nicht in allem seinen Willen haben, er soll uns wenigstens noch einmal besuchen — Herr von Tiefenthal der in Wolfgangs entschloßner Mine eine abschlägliche Antwort deutlich las, hielt es also fürs beste, sich in guter Ordnung zu retiriren, und auf der Retirade wenigstens noch einige Beute zu machen.

Was hilft dies alles, sprach er zu Luisen, wenn Signor nicht gutwillig uns die Ehre ihres Besuchs gönnen wollen, so haben wir kein Recht, ihn dazu zu zwingen. Hier ist das Paquet, in welchem alle ihe Sachen befindlich sind. Mein Bedienter wird es ihnen bis zu der Gräfin ihrem Schloße nachtragen; denn daß Sie, wie sie zwar zu versichern belieben, diese Gegend zu verlassen gesonnen sind, glaube ich nun einmal nicht.

Wolfgang. Der Ausgang wird sie davon überzeugen. Meine Sachen werde ich daher selbst tragen.

Tiefenthal. Sie sind Herr ihrer Handlungen. Ich thats der Schicklichkeit wegen, doch da diese

ihrer Absicht vielleicht hinderlich ist, so stehe ich ganz davon ab. (er übergab ihm das Paquet) Sie werden alles darinne finden, was sie bei mir hinterließen. Meine Tochter hat sich unterstanden, einige Kleinigkeiten von ihrer eignen Hand verfertigt, beizulegen, ich hoffe, daß sie solche nicht verschmähen werden.

Wolfgang. (mit dem Paquete unter dem Arm) Gewiß nicht! Ich danke ihnen auch für alles, was sie mir thaten, und noch thun wollten. Wäre es möglich so wäre ich der gröste Thor wenn ich ihr Anerbieten nicht annehmen wollte, aber so — — — Sie wissen vielleicht alles! —

Luise. (äuserst schmeichelnd) Signor, kommen sie mit uns!

Tiefenthal. Laß dies, meine Tochter! Signor, hat sich ja deutlich genug erklärt. Unmöglichkeiten muß man nicht fordern, unmögliche Hofnung nicht länger hegen. Leben Sie wohl Signor! Gerne — — doch jeder Wunsch sei von nun an unterdrückt! Nur eine Bitte habe ich noch an sie zu thun, und dieser Gewährung hoffe ich zuversichtlich. Schenken sie mir wenigstens ein kleines Andenken!

Wolfgang. Fordern sie! Was in meinem Vermögen steht, will ich unbedingt ihnen geben.

Tiefenthal. Geben sie mir diese zwei Steine, welche sie hier in ihren Händen halten.

Wolfgang, welcher erst jezt bemerkte, daß er diese ergrifne Gegenwehr immer noch halte, rief voller Verwunderung aus: Wie? Diese zwei Steine?

Tiefenthal. Ja, Signor, sie sollen mir zum Andenken dienen. Immer will ich an sie denken, wenn ich sie ansehe!

Fräul. Luise. Auch ich will sie öfters ansehen, und mich dabei ihres eben so harten Herzens erinnern.

Tiefenthal. Und wollen sie mir auch dies kleine, ihnen so wenig kostende Andenken abschlagen?

Wolfgang. (Voll Erstaunen ihm die Steine reichend) Wenns wirklich ihr Ernst, und nicht, wie ich immer noch vermuthe, ihr Scherz ist, so stehen sie ihnen mit dem herzlichsten Wunsche zu Diensten, das ich sie gerne in Gold verwandeln möchte, um diesem äußerst geringen Andenken in ihren Augen wenigstens einigen Werth zu geben.

Tiefenthal nahm diese Steine mit Dank und mit Vergnügen an, und flüsterte seiner Tochter, indem er sie in Wagen hob, zu: auch solch ein Andenken zu fordern. Fräulein Luise erfüllte ihres Vaters Befehl, und der immer mehr erstaunende Wolfgang eilte sogleich ihren Wunsch zu

befriedigen! Es hatte eben gerechnet, und um Luisens Hände nicht mit Koth zu beflecken, suchte er einige reine Kieselsteine, die er ihr mit dem Wunsche überreichte, daß sie zu Edelgesteinen werden möchten, um ihr schönes Haupt und Haar damit zu zieren. Luise empfieng das Geschenk und den Wunsch mit gleichem Dank, und Tiefenthal wiederholte nochmals seine Bedaurung, daß er so bald, so schnell, so unverhoft von seinem neuen Freunde getrennt werden sollte.

Doch da Wolfgang auf alles nur mit stummen Achselzucken antwortete, so blieb ihm weiter nichts übrig, als seinen Kutscher zum Fortfahren zu ermahnen. Dieser gab seinen Pferden einen Hieb, und die Kutsche verschwand bald aus Wolfgangs Augen. Froh wie ein armer Sünder, der auf dem Richtplaz Gnade erhält, und nun ohne Fessel und Banden einher wandeln kann, schöpfte Wolfgang freien Athem, trat seitwärts ins Gesträuch, und fieng an sein erhaltnes Päckchen, auszupacken. Er fand darinne die Erfüllung seiner Wünsche, seine Savojarden-Jacke, seinen Paß, nebenbei auch einige weiße Wäsche, und endlich Fräulein Luisens Portrait, sehr schön en Miniature gemahlt, mit Perlen gefaßt, und mit goldnen Blumen geziert. Voll Wohlbehagen blickte er dem sanften Mädchen ins Gesicht, die freundlich ihn anlächelte, und nach ihm zu schmachten schien. Als er aber überlegte, daß sie ganz gewiß auch eine Tochter des Zauberers sei, der

ihn verfolge, so warf er es weit von sich, und fieng an sich umzukleiden. Bald stand er wieder als Savojarde da, mit seinen Hecheln und Mausfallen auf dem Rücken, und dankte inbrünstig seinem Schöpfer, daß er ihn so glücklich noch aus der drohenden Gefahr errettet habe. Seine vorige Kleidung warf er ebenfalls in einen Strauch, den Goldbeutel aber, den er darinnen fand, verbarg er ohngeachtet der Vorwürfe, die ihm sein Gewissen darüber machte, in seine Jacke, weil er dieser in seinen Augen so großen Summe, womit ihn freilich der Zauberer absichtlich zu locken schien, unmöglich entsagen konnte.

Munter und frölich stieg er jezt den Berg hinan, und sah von der Höhe desselben links im Thale ein Dorf liegen, welches dem Ansehen nach ganz von demjenigen unterschieden war, in welchem man ihn gestern gefänglich angehalten hatte. Der Hunger plagte ihn schon vorher, und vermehrte sich also beim Anblicke der rauchenden Schorsteine noch um ein großes. Er beschloß ohne weiters darauf loszugehen, dort ihn zu stillen, und dann seinen Weg nach Sachsen fortzusetzen. Ein nicht gar breiter, aber angenehmer, mit jungen Buchen bedeckter Weg gieng hier links von der Landstrase ab, und schien dem Dorfe sich schlangenförmig zu nähern; er wanderte drauf fort, und glaubte das Dorf schon bald erreicht zu haben, als er auf einmal mitten unter hohen Felsen sich befand die ihm allen A[illegible]weg verschloß-

en. Rund herum starrend, hoffend und fürchtend, hörte er ein Geräusch, blickte um sich, und die zauberische Gräfin stand als Bauernmädchen grade vor ihm.

Das Mädchen. Bist du endlich doch da, lieber Savojarde? Schon zweifelte ich, dich je hier zu sehen. Dank seis meinem Herzen, das mir heute im Voraus einen glücklichen Ausgang prophezeite, und mich mit Gewalt hieherzog. Schon länger als einen Monat suche ich dich täglich hier. Schon reuten mich oft die Stunden, in welchen ich dir vergebens entgegen harrte; aber nun, da ich dich endlich doch finde, nun reun sie mich nicht mehr. Sei mir willkommen! (sie reichte ihm ihre weiße Hand) Du bist hübst, du gefällst mir! Nun! wilst du meine Hand nicht annehmen.

Wolfgang. (auf seine Knie fallend, die Hände zu ihr aufhebend) Zauberin, ich beschwöre dich, laß ab von mir! laß mich meine Strase in Ruhe und Frieden wandeln!

Mädchen. Wie du so schön bitten kanst! Gern gewährte ich dir deine erste Bitte, wenn sie nicht ganz meiner Absicht entgegen wäre. Dich recht lange bei uns zu behalten, mit dir überall hinzugehen, dir auf den einsamen Spaziergängen die Zeit zu vertreiben, dich zu warten und zu pflegen, dies ist meine Absicht.

Wolfgang. Ich danke dir für alles, was du mir anbietest; herzlich danke ich dir! Aber du wirst diesen Dank noch weit stärker, noch weit kräftiger erhalten, wenn du mich ungehindert fort wandeln läßt.

Mädchen. Du garstiger Mann du! So gefalle ich dir also nicht? So willst du nicht bei mir bleiben? O sorge dich nicht? Ich kenne dich besser! Du sollst mir nicht entkommen.

Wolfgang. Da! (seinen Geldbeutel hervor suchend) Da nimm alles, was ich habe, was mich vielleicht noch an meiner Flucht verhindern kann. Nimms, laß mich ruhig ziehen!

Indeß das Mädchen den Beutel öfnete, und über das schöne, blanke Gold und Silber seine Freude äußerte, benüzt Wolfgang die günstigen Augenblike, und kletterte von Angst und Furcht getrieben, die Felsen hinauf; als endlich das Mädchen dem Geber danken wollte, und ihn schon fern von sich erblickte, folgte sie ihm eilend nach. So warte doch lieber Savojarde, so warte doch, ich habe dir noch mehr zu sagen! Du must mit mir gehen! So rief sie ihm immer folgend nach; den schneller kann das Bellen der Jagdhunde den aufgeschreckten Haasen nicht vorwärts jagen, als dieser Zuruf den fliehenden Wolfgang. Er überhüpfte die Felsen, gewan bald die Anhöhe, und stürzte sich unaufhaltsam den Berg hinab. Ihm folgte in immer weitrer Entfernung das athemlose Mädchen.

## Zweiter Abschnitt.

Da es vielleicht noch lange dauren kann, ehe das arme Mädchen den Fliehenden einholt; da es überdies wahrscheinlich ist, daß es ihn im dicken Gestrippe, wo er sich jezt befindet, ganz verliehrt; so will ich indeß meinen Lesern, um ihnen die Zeit zu vertreiben, eine andre Geschichte erzählen, die freilich hier, dem ersten Blicke nach, ganz am unrechten Orte steht, die sich aber wie jede andre Geschichte in der Welt lesen und anhören läßt, und die noch überdies einen besondern Vorzug besizt, den meine Leser am Ende derselben ganz wohl einsehen werden.

Ungefähr zehn Jahr zuvor, ehe sich die Geschichte mit meinem armen Savojarden zutrug, lebte in der Gegend des Fichtelbergs ein junger, starker Dorfwirth, der in seiner Jugend als Fleischhacker in vielen fremden Ländern herumgewandert war, und nach dem Tode seines Vaters heimkehrte, um dessen Wirthshaus, auf welchem sich lezterer ehrlich und redlich genährt hatte, als Erbe und Eigenthümer anzutreten. Er nahm sich ein junges, hübsches Weib, lebte mit ihr lustig und guter Dinge; that den ganzen weiter nichts, als daß er der Kellerin pfif, wenn seine Gäste Bier

forderten, und nebenbei wacker mit ihnen zechte. Seine Feldwirthschaft überlies er Miethlingen, u. sah sein Getraide und sein Vieh nie eher, als bis er es nach der Stadt zum Verkauf führte, und bei dieser Gelegenheit sich dort einen tüchtigen Rausch antrank. Daß solch eine Wirthschaft nicht lange dauern konnte, daß aus ihr nichts anders als Schulden, aus den Schulden Mahnung, aus der vergeblichen Mahnung Klagen, aus den Klagen Abschäzung und Verkauf seiner Wirthschaft erfolgen mußte, werden meine wirthsschaftverständigen Leser bereits als gewiß vorausgesehen haben; ich brauche also zum Unterricht und Warnung der Unverständigen nur noch hinzuzusetzen, daß ihre Vermuthung nach drey Jahren richtig zutraf. Ausgepfändet an Haab und Gut, von vielen noch unbefriedigten Gläubigern gedrängt und verfolgt, schnitt Jakob, so hies dieser liederliche Wirth, sich einen Stock von dem nächsten Strauche ab, und wanderte mit diesem lezten Erbtheile von seines Vaters Haabe wieder fort in die weite Welt. Sein Weib, und Kind lies er seinen Gläubigern indeß zum Unterpfande, und diese waren wirklich so barmherzig, beiden Unterhalt und Brod zu verschaffen.

Jeder Arbeit entwöhnt, des Essens und Trinkens bedürftig, bettelte er sich als Pilgrim bis nach Italien, und lachte der Thoren, die ihn als einen Kezer, aus frommen Eifer mit reichlichen

Allmo-

Almosen in seiner heiligen Absicht unterstüzten. Ehe er noch Rom erreichte, gerieth er mit einigen Banditen, die eben des Jubiläums wegen den nemlichen Weg zogen, in Bekantschaft. Die Fähigkeiten des Mannes, seine Stärke, sein Muth, seine Unerschrockenheit bewogen diese, ihn in ihre Geheimnisse einzuweihen, und als Mitglied anzunehmen.

Jakob wurde bald einer der fürchterlichsten und gefährlichsten Banditen Italiens. So kaltblütig, so entschlossen wie er, mordete keiner, und was allen oft zu gefährlich schien, unternahm er, und führte es stets glücklich aus. Durch diese große Thaten wurde er unter allen seinen Mitbrüdern bekannt und berühmt, und wo in irgend einer Stadt eine zu gefährliche Unternehmung bestellt wurde, da verschrieb man den deutschen Jakob, der jedesmal gegen doppelte Bezahlung zur Vermehrung seines Ruhms die That began und ausführte.

Kein Wunder war es also nicht, daß er sich, ungeachtet er stets in Wonne und Freude lebte, ein hübsches Kapitälchen sammelte, und als alle Sbirren, durch seine vielfältigen Morde geschreckt, ihm auflauerten; als die Beschreibung von seiner Person in ganz Italien zirkulirte; so beschloß er dem Wetter, das ihm drohe, auszuweichen, und indeß, bis sich der Sturm wieder lege, nach Deutschland und in seine Heimath zurück zukehren.

Nach sieben langen Jahren, als sein Weib sich schon satt um ihn geweint hatte, als Nachbarn und Bekannte ihn nie mehr zu sehen hoften, langte er, gekleidet wie der wohlhabenste Fleischhacker seiner Gegend, mit einem schönen Wagen, und noch zwei schönern Pferden in der Schenke seines Dorfs an. Alle Inwohner desselben versammleten sich bald um ihn, staunten seine schöne Kleider und Sachen an, beneideten sein Weib, die sie kurz bevor bemitleidet hatten, und waren ganz für Verwunderung erstarrt, als der stolzirende Jacob einen grossen Sack voll Zechinen vor ihren Augen auf den Tisch schüttete, seine noch unbefriedigten Gläubiger zu sich rief, und Kapital sammt Interesse mit freundlichem Dank bezahlte. Die ganze Gegend erscholl bald von Jacobs Ankunft und grossem Glücke; alles staunte, alles forschte: wo und wie er dazu gelangt wäre? Keiner konnte Auskunft geben, weil Jacob selbst jede dahin zielende Frage mit einem mystischen Lächeln und noch geheimnißvollern Achselzucken beantwortete. Oft, wenn er so seinen vorigen Freunden und Gevattern großmüthig die Zeche zahlte, und sie zu einer neuen ermunterte, da quälten sie ihn um Erzählung seiner Geschäfte, und seines Glücks; und als einst ein benachbarter Dorfwirth stärker als alle in ihn drang, und ihm grade zu sagte: daß er das viele Geld vielleicht gar gestohlen haben könne! so beschloß er weislich diesen gefährlichen Mann, von der nur allzuwahren Spur ab, und auf ein

für ihn minder gefährliche zu leiten, — Dir, Gevatter, sagte er, will ich, um dir dein loses Maul zu stopfen, meine ganze Geschichte, die ich noch keinem entdeckte, erzählen. — Du kannst vielleicht einst den größten Vortheil draus schöpfen, und wirst dann mir danken, daß ich dir Böses mit Gutem vergolten habe. Komm morgen früh zu mir, dann sollst du zu deiner Beschämung alles erfahren.

Der neugierige Gevatter stellte sich des andern Tags richtig bei Jacoben ein, und bat erst um Vergebung seines unvorsichtigen, gestrigen Geschwätzes, und dann um Erfüllung des geleisteten Versprechens. — Halten will und werde ich es als Mann, sagte Jacob, wenn du mir vorher zwei Bedingungen zu erfüllen gelobst.

Gevatter. Ich gelobe und beschwöre alles im voraus.

Jacob. Du mußt keinem Menschen wieder erzählen, was ich dir zu entdecken willens bin.

Gevatter. Ich schwöre!

Jacob. Du mußt durch meine Erzählung von der Unwahrheit deines ehrenschänderischen Geschwätzes überzeugt, solches heute noch in der Schenke widerruffen, und allen Gegenwärtigen zu schwören: daß du von der redlichen und recht-

schaffnen Art, womit ich mein Vermögen erworben, nun völlig überzeugt seyst.

Gevatter. Ich wills, ich wills: erzähle nur!

Jacob began nun folgende Geschichte, die er sich schon längst in seinem Kopfe ausstudiert hatte, und deren Inhalt aus einer ganzen Reihe von Lügen bestand, welche meine Leser nach meiner vorigen ähnlichen Erzählung am besten zu prüfen im Stande sind.

"Gevatter, fieng er an, du wirst dich erinnern, daß in unsre Gegend öfters Leute aus Wälschland kommen, welche theils mit Mäusefallen und Hecheln handeln, theils Murmelthiere tanzen lassen; du wirst auch wissen, daß diese Leute sich unter diesem Vorwand auf unsern Fichtelberg schleichen, dort durch ihre grosse Kenntniß und besondre Künste sich viele verborgne Schätze ausgraben, dann mit den größten Reichthümern beladen nach Hause ziehen, und uns dumme Deutsche derb auslachen.

Gevatter. Das weiß ich allerdings sehr gut. Habe auch wirklich selbst schon einige hier herum schleichen sehen; mein Vater lebte damals noch, und gieng just mit mir, als wir ihnen begegneten, aufs Feld. Er erzählte mir dann, daß zu seinem Vater einmal ein solcher wälscher Hächelmann gesagt hätte: wir wären recht dumme Leu-

te, daß wir die hier verborgnen und überall herum liegenden Schätze nicht besser benutzten. Oft, hatte er hinzugesezt, wirft bei euch ein Hirte mit einem Steine nach der Kuh, der zweymal so viel werth ist, als die Kuh selbst. Mein Großvater bat den Fremden ihm doch die Kunst zu lehren. Dieser bestellte ihn auch den andern Tag zu sich auf einen Felsen; wie aber mein Großvater hin kam, so stund ein großmächtiger, schwarzer Ziegenbock oben, und der gute Mann lief aus Angst und Schrecken wieder nach Hause, und konnte sich lange Zeit nicht erhohlen.

Jacob. Ist mir herzlich lieb, daß du von allem schon unterrichtet bist, und ich also in meiner Geschichte ohne Umschweife fortfahren kann. Als ich noch hier im Dorfe Schenkwirth war, trat auch einmal ein solcher Wälscher in mein Zimmer. Er klagte über eine heftige Kolik, und bat um Herberge. Ich erbarmte mich seiner, und ließ es ihm aus wahrer christlichen Liebe an nichts mangeln. Sechs Wochen lag er in meinem Hause krank, und wurde unentgeldlich von mir verpflegt. Als er gesund war, zog er dankend weiter. Ich werde es euch nie vergessen, was ihr an mir gethan habt; sagte er beim Abschiede: sollte es euch einst in Deutschlande nicht gut gehen, so kommt nach Rom. Besucht alsdann die Peterskirche, dort werden wir uns sicher treffen, und dann solls mir ein Fest seyn, euch auch zu bewirthen und zu ernähren. —

Ich lachte über diese seltsame Einladung, als mir aber meine Gläubiger Haus und Hof verkauften, und mich immer mehr quälten, da dachte ich oft daran, und weil ich hier nichts mehr zu verlieren hatte, so beschloß ich zu untersuchen: wie viel ich dieser Einladung trauen könnte?

Ich bettelte mich nach Rom, besuchte die Peterskirche alle Tage, und fand den Wälschen nie dort. Schon hatte ich seine Zusage ganz vergessen, und gieng unweit davon durch eine breite Gasse, in welcher ich die Vorübergehenden um ein Almosen ansprach. Ein Herr sah aus einem grossen Pallast zum Fenster heraus, und als ich diesen auch in deutscher Sprache anbettelte, so winkte er mir, und schickte sogleich einen Bedienten herab, der mich zu ihm führen mußte. Ich gieng durch viele prächtige Zimmer, deren Glanz und Schönheit mich ganz verblendete, und kam endlich in ein Kabinet, wo ein Herr in einem brokatnen Schlafrock, auf einem Kanape saß, und aus einer goldnen Dose Tobak schnupfte. Er befahl dem Bedienten mir einen Sessel zu reichen, und sich dann zu entfernen. Sezt euch, sagte der Herr jezt, sezt euch, guter Jacob. Ihr werdet von der weiten Reise sehr müde seyn! Was macht euer Weib? Wie befinden sich eure Kinder? Ich stand nach dieser Anrede ganz erstaunt da, und konnte gar nicht begreifen, wie's möglich sey, daß ein so vornehmer Herr zu Rom mich, mein Weib, und meine Kinder kennen soll-

te. Der gute Herr merkte meine Verwunderung, und fragte mich lächelnd wieder: ob ich ihn denn nicht kenne? Nein, sagte ich zitternd, ich kenne Euer Excellenz nicht. Ohne ein Wort weiter zu reden, stand er auf, und gieng hinaus. Ich hatte indeß Gelegenheit das Kabinet zu betrachten; alles strozte von Gold und Silber; überall stunden goldne und silberne Gefäße, und ich kam mehr als einmal in Versuchung, wenigstens eines davon einzustecken!

Ungefähr nach einer Viertelstunde öffnete sich die Thüre wieder, und der arme Hechelmann, den ich einst beherbergte, und jezt zu Rom so lang vergebens gesucht hatte, trat in der nemlichen Kleidung, in welcher er bei mir war, mit Hecheln und Mäusefallen auf den Rücken zu mir herein. Kauft Hecheln! kauft Mäusefallen! rief er und gieng immer dabei um mich herum! Nun, sagte er endlich, wie ich ihn immer schweigend anstarrte, kennst du mich denn noch nicht? -- Dich kenne ich wohl, antwortete ich, aber wie du hieher kommst? Wie du in diesen Zimmern dich unterstehen darfst, so zu schreien und herumzuspringen? dies ist eine Frage, die ich mit Hülfe meiner ganzen Vernunft mir nicht beantworten kann. — Die ich dir aber, erwiederte er, einleuchtend erklären will!

Darauf fieng er sogleich an, sich auszuziehen, warf sein falsches Haar, das er auf dem Kopf

hatte, von sich, lief einen Augenblick hinaus, und kam in seinem goldstofnen Schlafrock wieder herein. Kennst du mich nun völlig? sagte er: Glaubst du nun, daß ich und der Mäusefallenkrämmer eine Person sind? Ich glaube es, antwortete ich, weil mich meine Augen überzeugten, obgleich meine Vernunft sie immer noch Lügen strafen will! Sollst es bald auch so klar, wie deine Augen einsehen, fiel er mir ins Wort, sez dich neben mir! sez dich! mach keine Complimente, und höre mich geduldig an. Deine Barmherzigkeit, die du dazumal so uneigennützig an mir ausübtest, verdient nicht allein Belohnung, sondern auch Vertrauen. Mit dem vollen Maase, mit welchem ich dir jezt das leztere schenke, soll auch das erstere abgemessen werden.

Ich stamme, fuhr er nun fort, aus einem armen, aber sehr alten, und einst in grossem Ansehen stehenden adelichen Geschlechte Italiens. Mein Vater diente aus Mangel dem Pabste als Offizier, und hinterließ mich, als er starb, ohne Geld, ohne Hülfe, ohne Aussicht. Ich schäme mich nicht, dirs zu gestehen, daß ich einst wie du, in den Strassen Roms Almosen sammlete, und als ein armer, hülfloser Student bei den Kapuzinern mich durch einige Jahre mit ihrer Bettelsuppe nährte. Als ich einst hungrig und durstig die Vorübergehenden spät am Abend um ein Almosen anbettelte, begegnete mir ein alter, eisgrauer Mann, mit einem Knotenstock und einer kleinen

Laterne in der Hand; er leuchtete mir damit ins Gesicht, untersuchte solches genau und befahl mir endlich ganz trotzig, ihm zu folgen. Ich würde zu sehr von dem Zweck meiner Erzählung abweichen müssen, wenn ich dir alles erzählen wollte: wie dieser seltsame Mann nach und nach mich lieb gewan, mir alles nothwendige reichte, mich in allen Wissenschaften unterrichten ließ, und endlich gar in seiner Wohnung aufnahm. Kurz er wurde mein Vater; ihm habe ich alle meine Kenntnisse, allen meinen Reichthum zu danken. Denn, als er immer älter und schwächer wurde, so unterrichtete er mich in der zwar seltnen, aber doch in Italien nicht ganz vergeßnen Kunst: wie man verborgne Schätze in der Erde entdecken, und oft in den schlechtesten Steinen die schönsten Edelgesteine finden könne. Da er stets nach höhern Wissenschaften geizte, und den ewigen Lebensbalsam noch zu erfinden hofte, so hatte er sich dieses herrlichen Mittels, um ohne Mühe und Sorge reich zu werden, nur selten und im Nothfalle bedient. Er starb, ohne seinen Entzweck erreicht zu haben, und hinterließ mir ausser seinen Schriften und Instrumenten nur etwas weniges Geld. Mit diesem beschloß ich sogleich die Welt zu durchwandern, und durch Hülfe der erlernten Kunst grosse Schätze zu sammlen, und dann unabhängig und vergnügt meine Tage zu durchleben. Aus meines Pflegvaters Schriften ersah ich deutlich, daß die größten Schätze der Erde in dem Innern des deutschen Fichtelbergs verborgen lägen; daß

dieser Berg mit den prächtigsten Edelgesteinen gleichsam besäet, und daß es äußerst leicht sey, wenn man anders sich der gesezten Zeit und Stunde bediene, sich eines Theils dieser Schätze zu bemächtigen. Nach dem Beispiele vieler andern Kenner, die, wie das Buch erzählte, schon dort Reichthümer gesammlet hatten, zog ich als Hechel- und Mäusefallenkrämmer nach dem Fichtelberge. Ich kehrte bei dir ein, und hätte bald, ohne meine Absicht erreicht zu haben, mein Leben in einer gefährlichen Krankheit bei dir geendigt.

Vergelten werde ich dirs jezt, daß du damals Barmherzigkeit an mir ausübtest, und mich so lange unentgeldlich beherbergtest und pflegtest, Ohne deine Hülfe würde ich elend gestorben seyn; denn meine Krankheit war äusserst hartnäckig, ich mußte all meine Kunst anwenden, um mein Leben zu retten. Gern hätte ich beim Abschiede schon dein gutes Herz reichlich belohnt, denn ich hatte damals schon grosse Schätze in meiner Gewalt; aber ich fürchtete Aufsehen zu erregen, mir und meinen Nachfolgern zu schaden, und beschloß daher weißlich die Belohnung auf gelegnere Zeit zu ersparen. Ohne mehr als gemeinen Scharfsinn z bedürfen, sah ich wohl ein, daß deine Wirthschaft elend gehe, daß deine Dienstboten dich bestehlen, und deine Gläubiger bald von Haus und Hof jagen würden. Deswegen lud ich dich bei meinem Ab-

schiede nach Rom ein, in der Hofnung dich dort und ohne Aufsehen belohnen zu können. Mein Wunsch ist nun erfüllt! bleibe bei mir! vergieß das undankbare Deutschland, und laß dirs hier wohl seyn. Du sollst an allen Uiberfluß haben, und dir soll nichts mehr mangeln.

Der gute Herr Marquis hielt auch Wort. Ich wohnte in seinem Pallaste, ich gieng mit ihm auf seine Landgüter; ich wurde sein Stallmeister und sein Liebling. Wer etwas bei ihm suchte, der wandte sich an mich, und wem ich mein Vorwort verlieh, der wurde gewiß erhört. Du kannst dir leicht denken, daß mir dies Leben herrlich behagte, ich hatte stets Geld vollauf, wie Heu, und suchte nur immer Gelegenheit, es wieder an Mann zu bringen. Zu meiner Schande muß ich dir auch gestehen, daß ich in diesem ewigen Taumel alles dessen, was ich im Vaterlande zurück gelassen, vergaß, und jahrelang nicht an mein Weib und an meine Kinder dachte, Endlich aber, als ich des ewigen Trinkens und Spielens doch müde ward, als ich anfieng mit meinem Gelde räthlicher umzugehen, da dachte ich oft auch an meine armen Kinder, an mein verlaßnes Weib. Mir quoll dann jeder Bissen im Munde; und ich war oft nicht vermögend, meinem Wohlthäter meine Thränen zu verbergen.

Er forschte mehr als einmal nach der Ursache derselben, und als ich ihm endlich meinen

Kummer entdeckte, versprach er sogleich, ihn zu mindern. Ich sehe, sagte er, du hast das Heimweh bekommen. Ich kann dirs nicht verargen, weil ich a h in der Fremde war, und am besten weiß, wie sehr man sich oft nach der vaterländischen Gegend sehnt. Ich habe dich lieb; ich wünsche dich stets bei mir zu haben; aber eben weil ich dich nur glücklich zu sehen wünsche, will ich gerne mein Vergnügen dem deinigen aufopfern. Komm morgen früh um die nemliche Stunde zu mir; ich will indeß dafür sorgen, daß du auch in Deutschland nie mehr Mangel fühlen sollst. Ich gieng und kein Tag ist mir in meinem Leben so lang vorgekommen, als dieser! Ich konnte für Freude, daß ich nun bald mein Weib und meine Kinder wieder sehen sollte, nicht essen, nicht schlafen; noch vor der bestimmten Stunde war ich bei dem Marquis. Ich fand ihn mit seinem ältesten Sohne in einem tiefen Gespräche begriffen. — Bist du schon da? rief er mir lächelnd entgegen! Deine Eilfertigkeit beweißt deutlich, daß ich mich in meiner gestrigen Muthmassung nicht betrogen. Ziehe im Frieden, und damit dirs nie in Deutschland an etwas mangle, so nimm diesen Geldsack mit dir. Er enthält achttausend Zechinen, ich hoffe, daß diese hinreichend seyn werden, dich und deine Kinder anständig zu ernähren.

Ihr könnt leicht denken, Gevatter, wie ich über so ein grosses Geschenk erschrack; ich konn-

te nicht sprechen, warf mich meinem Wohlthäter zu Füssen, weinte und wußte nicht, wie ich meine Dankbarkeit ausdrücken sollte. Der gute Alte hob mich liebreich auf, und versicherte mich nochmals, daß er nie aufhören würde, mein Freund zu seyn; daß ich kühn wiederkehren sollte, wenn ich durch irgend einen Zufall wieder in dürftige Umstände versezt würde. — Dafür, fieng nun der junge Marquis zu reden an, dafür aber, lieber Jacob fordere ich auch einen kleinen Gegendienst. Ich muß, so hat mir heute mein Vater entdeckt, bald auch nach Deutschland reisen, und euer Vaterland besuchen. Noch liegen dort viele Reichthümer und Schätze verborgen, die wir zur Vergrösserung des Glanzes unsrer Familie bedürfen! Auch ich werde in der Gestalt eines Hechelkrämmers bei euch erscheinen, und diese Schätze heben. Sollte nun dort ein Unglück mich treffen, so sey du, der Wohlthaten meines Vaters eingedenk, mein Retter, und ich wills deinen Kindern eben so lohnen.

Lieber, theurer Sohn meines größten Wohlthäters, rief ich entzückt aus, kehre so bald du kommst, in meinem Dorfe, in meinem Hause ein, ich will deiner pflegen und warten, wie des Apfels meines Auge; ich will dich auf jedem Wege geleiten, und unverlezt dem Vater wieder in die Arme führen.

Denk für deine gute Gesinnung, fiel mir der Alte ins Wort, tausend Dank dafür; aber mein

Sohn kann sie nicht benutzen. Er darf auf seiner ganzen Wanderschaft bei keinem Freunde, bei keinem Bekannten einkehren, sonst würde der Entzweck seiner Reise verlohren seyn. Du kannst ihm also selbst keinen Dienst, keine Gefälligkeit erweisen; aber von deiner Dankbarkeit erwarte ichs, daß du andre gutherzige Leute deiner Nachbarschaft zu Gefälligkeiten gegen ihm vorbereitest, und den Haß minderst, den die meisten deiner Landsleute gegen uns Italiener hegen. Suche ihnen nur begreiflich zu machen, daß Fremde oft einen schlechten Dienst tausendfach belohnen können, und wisse, daß wir verbunden sind, es wirklich zu thun! Dein eignes Beispiel muß dich von der Wahrheit meiner Rede überzeugen! Du wirst unstreitig, fuhr er fort, einige deiner Landsleute kennen, wirst erfahren haben, welcher Herz bieder und gut, auch wohlthätig gegen Arme ist. Nenne sie meinem Sohne, damit er in der Zeit der Noth bey ihnen Schuz und Herberge suche; und damit ich das größte Vergnügen meines Lebens geniesse, ihn wieder gesund in meine Arme schliessen zu können. Ich gelobte und versprach nun alles und nannte ihm alle, von denen ich glauben könnte, daß sie ihm hülfreiche Hand leisten würden. Er zeichnete ihre Namen sorgfältig in seine Schreibtafel. Unter denen, die ich nannte, standest du, Gevatter, oben an, und er versprach sogleich bei dir einzukehren.

**Gevatter.** Wie? Wärs möglich? Du hättest

damals schon an mich gedacht? Du wolltest meines Glücks Schmied werden? O goldner Gevatter! bezahle dirs Gott — — —

Jacob. Unterbrich mich nicht, bis ich geendigt habe! alsdann erwarte ich allerdings Abbitte, und Ehrenerklärung!

Gevatter. Beides soll dir im vollen Maase werden, erzähle nur weiter!

Jacob. Ich mußte endlich die strengste Verschwiegenheit geloben. Ich mußte schwören, daß ich niemanden die Reise des jungen Marquis entdecken wollte, weil sonst gewinnsüchtige Leute in Menge sich finden würden, die ihm Wohlthaten aus Absichten erzeigten, und so seine hier gesammleten Reichthümer zur Bezahlung dieser Schuld nicht zureichen würden. Urtheilt nun selbst, Gevatter, wie viel Uiberwindung es mich gekostet hat, meine größten Wohlthäter gleichsam zu verrathen, und meineidig an ihm zu werden. Hättet ihr gestern meine Ehre nicht so öffentlich und so nachdrücklich angegriffen, hätte ich nicht vermuthet, daß euer loses Maul mich noch vor Gericht bringen könnte, wo ich alsdenn vielleicht gezwungen würde alles zu bekennen, so würde der größte Schaz in der Welt nicht vermögend gewesen seyn, mich zum Plaudern zu bringen. Seid aber jezt auch dankbar, und gelobt mir gegenseitige, strenge Veschwiegenheit! Benuzt es zu eurem Be-

sten, aber schadet durch unvorsichtiges Plaudern nicht mir oder meinem Wohlthäter.

Gevatter. Verkrummen und verlahmen will ich, wenn je ein Wort über meine Lippen kommt! Und sterben will ich eines jähen Todes, wenn ich nicht heute noch, euch in der Schenke förmlich Abbitte leiste, und vor allen erkläre, daß ihr auf die redlichste, rechtschafneste Art euer Vermögen erworben habt. Jezt sagt mir aber nur: wenn der junge Herr kommt, und wie ich ihn empfangen soll?

Jacob. Seine Ankunft hängt nicht von ihm, sondern von dem Gestirne ab. Er muß sich nach diesem richten, um sein Unternehmen glücklich ausführen zu können. Vielleicht ist er jezt schon auf der Reise; vielleicht kommt er erst in ein paar Jahre.

Gevatter. Aber gewiß und sicher kommt er doch einmal?

Jacob. Ganz gewiß, darauf könnt ihr zählen und fussen, und je besser ihr ihn empfangt, je mehr Wohlthaten ihr ihm erweißt, je grösser wird euer Lohn seyn.

Der befriedigte Neugierige schied nun voller Freude, und baute sich schon Schlößer in der Luft. Der listige Jacob lachte seiner, und war froh, daß er ihn so weidlich hinters Licht geführt,

und

und nun seines Raubes in Ruhe geniessen könne. Die herrlichen Aussichten, welche sich Jacobs Gevatter nun unaufhörlich träumte, machten ihn oft tiefsinnig und gedankenvoll; er arbeitete nicht mehr so fleißig, und saß am liebsten in irgend einem Winkel, wo er ungestört sich mit seinem künftigen Glücke beschäftigen konnte. Seiner Frau fiel dies ungewöhnliche Betragen ihres Mannes auf, sie beschloß die Ursache desselben zu erforschen. Wer Weibersinn kennt, dem wirds einleuchtend seyn, wie unabläßig, wie unermüdet sie ihren Mann deswegen plagte. Wer es weiß, und vielleicht erfahren hat, wie stark in gewissen Stunden oft das Weib, wie schwach hingegen der Mann ist, der wirds auch schon im Voraus prophezeihen, daß sie ihre Absicht endlich doch erreichte, und in kurzen die Mitbewahrerin des Geheimnisses wurde.

Nichts drückt und preßt so sehr mancher Herzen, als ein Geheimniß. Jeder schwache und verdienstloser Mensch wünscht sich wichtig zu machen, und diese Absicht wird am leichtesten dadurch erreicht, wenn man mit einem grossen Geheimnisse prahlen, und es endlich entdecken kann. Anna, so hieß des tiefsinnigen Wirths Ehegenossin, hatte kaum Abends im vertaulichen Ehebette alles von ihrem Manne erfahren, als sie früh morgens schon ihr Haar glatt kämmte, ihren Sonntagsrock anzog, und aufs Schloß ihres Grundherrn eilte. Sie hatte durch sechs Jahre

dort als Küchenmagd treu und ehrlich gedient, wurde aus dieser Ursache immer noch gerne gesehen, und hofte mit dem Geheimnisse auf der Zunge sich allda ein weit stärkeres und grösseres Ansehen zu erwerben. Sie drang aus der Küche bis ins Vorzimmer, aus dem Vorzimmer bis zur gnädigen Fräulein, und wurde von dieser zum gnädigen Papa, welches der Herr von Tiefenthal war, förmlich eingeführt. Als nun dieser von ihrer wichtigen Miene auf die Wichtigkeit ihres Geheimnisses schloß, sehr höflich mit ihr sprach, und ihr endlich gar einen Stuhl bot, da lößte sich Annens Zunge, und der Herr von Tiefenthal erfuhr noch an diesem Morgen das ganze Geheimniß. Auf eben diese Art erfuhr es auch die Gräfin M..., welche kurz darauf der guten Anna einigen Flachs abkaufte, und es ihr durch ihr leutseliges Betragen abzulocken wußte. Wirth, Herr und Gräfin schmiedeten nun jedes insbesondre ihre Pläne, wie sie den jungen Marquis, wenn er als Mäusefallenkrämmer in ihrer Gegend erscheinen würde, an sich locken, und so durch auffallende Wohlthaten einen Theil, vielleicht gar das ganze seiner grossen Schätze erobern könnten. Durch Annens kluge Leitung wurde ihr Mann selbst bewogen, dem Herrn von Tiefenthal alles zu entdecken, und dieser bewog wieder den armen Wirth, ihm sogleich Nachricht zu geben, wenn der junge Marquis bei ihm erscheinen werde. Tiefenthal war ein guter, haushälterischer Sohn eines äusserst verschwenderisch gewesenen Vaters. Mit

Mühe konnte er das mit grossen Schulden belastete Erbtheil des Leztern behaupten. Er war also natürlich äusserst froh, daß sich ihm jezt eine so glückliche Gelegenheit darbiete, von dieser Last frei zu werden. Seine Tochter war eben mannbar geworden, und wer wirds dem guten Vater verdenken, daß er sich solche oft schon als Gattin des reichen Marquis dachte, und um seine Absicht gewisser zu erreichen, dieser ebenfalls im Voraus schon das ganze Geheimniß vertraute.

Gräfin M... war die frohe Wittwe eines alten, garstigen Mannes, der bald nach der Hochzeit zu ihrem größten Vergnügen gestorben, und sie zur unbeschränkten Besitzerin seines grossen Vermögens gemacht hatte. Aeusserst unhaushälterisch, zur Pracht, Verschwendung und Wollust geneigt, hatte sie binnen zwei Jahren dies ansehnliche Vermögen schon beinahe ganz verschwendet, als sie von der gutherzigen Wirthin, dies glückliche Geheimniß erfuhr. Ganz natürlich wars also, daß auch sie alles anwendete, um den zu erwartenden Marquis an sich zu locken, und durch ihn eine unversiegbare Quelle des Reichthums zu erlangen. Schon als Fräulein hatte sie in ihrer frühsten Jugend einen schönen Lieutenant, so zärtlich, so innig geliebt, daß sie bereits im siebenzehnten Jahre ihres Alters Mutter einer Tochter wurde, die durch heimlich getrofne Maasregeln vor aller Menschen Au-

gen verborgen gebohren, und bei einer Pfarrerwittwe erzogen wurde. Als die Gräfin achtzehn Jahr drauf selbst Wittwe wurde, nahm sie die alte Pfarrerin mit der Tochter zu sich; denn sie liebte leztere, ungeachtet ihres sonst leichtsinnigen Karakters, äusserst zärtlich. Emilie, so hieß dies Kind der Liebe, sah ihrer Mutter äusserst ähnlich, wurde aber ungeachtet dieser auffallendsten Aehnlichkeit, doch von den gutherzigen Bauern einstimmig für die Tochter der alten Pfarrerin gehalten, und wohnte, um sie kritischen Augen zu entziehen, mit ihr im Hintergrunde eines grossen Parkes, zu welchem die Gräfin erst nach dem Tode ihres Mannes, einen Theil des nahe gelegnen Waldes umgeschaffen hatte. Die gräfliche Mutter, die ihren Liebling so gerne gut und anständig zu versorgen suchte, wollte nun diese herrliche Gelegenheit benutzen, und wo möglich den unerfahrnen Marquis in solche verliebt machen. Daher kam es, daß ihre Tochter den ganzen Sommer, tagtäglich am Wege, der nach dem berüchtigten Gipfel des Fichtelbergs führt, des Ankommenden harren, und von der Mutter belehrt, ihn zu kappern suchen mußte.

So stand die ganze Sache, als der arme, unschuldige Wolfgang in dieser Gegend ankam, von allen Interessenten für den erwarteten Marquis gehalten, und aus dieser Ursache so von ihnen geehrt wurde. Meine Leser können sich

nun daraus, bis auf einige Episoden, die zu ihrer Zeit schon auch entnachtet werden sollen, das ganze räthselhafte seiner Geschichte erklären, und werden mir es jezt gewiß danken, daß ich solche so unerwartet unterbrach, und eine ganz andre zu beginnen schien. Die Ursachen des sonderbaren Betragens, welches Wirth und Wirthin, Herr von Tiefenthal sammt Fräulein Tochter gegen ihn beobachteten, sind nun ganz enthült; auch wirds eben so klar und deutlich, daß kein Zauberer des armen Wolfgangs Augen blendete, wenn er die Gräfin M. . . bald als Dame, bald als Bauernmädchen vor sich stehen sah; auch daß es eben so natürlich zugieng, wenn er, in einem euglischen Park sich befindend, auf so verschiedenen Wegen, immer wieder zu dem Häuschen kam, das am Ende desselben lag, und wohin, die Wege alle absichtlich führten.

Wer war den aber der Alte, dessen Mörder Wolfgang so unabsichtlich wurde? Wer die arme Verlaßne? Wer waren die Reiter, die Wolfgangen zum erstenmal, — wer der Zauberer, der ihn zum zweitenmal aus der Gefangenschaft erlöste? Jezt kann ich das unmöglich beantworten. Kommt Zeit, kommt Rath! Erfahren werden, erfahren sollen sie, meine Leser, alles. Aber das wo und wann, muß ich nun deßwillen noch unentschieden lassen, weil eben die kleine Atalante den keichenden Wolf-

gang, ungeachtet seines grossen Vorsprungs, richtig eingeholt hat, und beim Arme fest hält. Ihr Gespräch zu behorchen ist Pflicht, weil sonst in der Geschichte eine Lücke entstehen könnte. Also hin, und aufgehorcht!

## Dritter Abschnitt.

Wolfgang. (keuchend und schwitzend, seine Uiberwinderin schüttern und furchtsam anblickend) Ich kann nicht weiter! geschehe, was da will, ich kann nicht weiter! Hab' alles gethan, was Menschenkräfte vermochten. Soll und muß ich unterliegen, so ists doch nicht meine Schuld.

Mädchen. (eben so athemlos) Du garstiger, loser Mann! endlich hab ich dich doch! siehst du? Ich rief dirs immer zu: du entkommst mir nicht! was hast jezt davon? Beide sind wir nun athemlos, und können nicht mit einander schwatzen.

Wolfgang. (seine Augen verbergend) Ach ich darf dich nicht ansehen, sonst bin ich ganz verlohren!

Mädchen. Warum denn? Weswegen denn? O sieh mich immer an! bin ich denn so garstig?

Wolfgang. O wär' es Natur! wärs kein Zauber!

Mädchen. Wie? Glaubst du etwann, lieber Savojarde, daß ich mich vornehmen Damen gleich schminke, daß ich — (seine Hand nehmend, und ihre Wange sanft damit reibend) Uiberzeugt dich!

sieh, meine Röthe ist eben so natürlich, wie die deinige; ist eine Folge des schnellen Laufens! Fühle nur! wie ich brenne! (seine Hand an ihren Busen drückend) Fühle nur, wie mein Herz schlägt!

Wolfgang. Und wärst du der Teufel selbst, so muß ich dich doch küssen!

Um alles unnatürliche und sprungähnliche in meiner Erzählung zu vermeiden, sehe ich mich genöthigt, hier, vor allen Dingen, die Stellung und Lage des armen Wolfgangs zu beschreiben, in welcher er sich jezt befand, als er so schnell, so unverhoft von einer Extremität zur andern übergieng. Er war im Laufen über einen Stock gestolpert, er mühte sich zwar das Gleichgewicht seines Körpers zu erhalten, und wackelte gleich dem Kegel, welchen die Kugel berührt, hin und her; endlich zog ihn aber doch die ungleiche Schwere rücklings zu Boden; er fiel in die Aeste einiger jungen Buchen, die ihn elastisch auf- und abwiegten, zugleich aber sein Emporstehen unmöglich machten, weil jede Stütze, die er ergrief, zu schwach war, und ihn wieder sinken ließ.

In dieser Stellung nun hohlte ihn das nacheilende Mädchen ein. Sie faßte seinen Arm, zog ihn aber weißlich nicht aus der Lage, in welcher er ihr nicht zu entfliehen vermochte. Im Nacheilen hatten oft Aeste und Sträucher sie auf-

gehalten; einer derselben hatte ihr 'Halstuch entnadelt, der andre es ihr gar entrissen; wieder andre hatten die Schleifen des nicht gefischbeinten Korsetchens gelößt, und es flatterte von beiden Seiten in der Luft. Ganz mit der Begierde, den Flüchtling zu erhaschen, beschäftigt, sah und fühlte sie dies alles nicht. Wolfgang lag auf dem Rücken, sie bog sich unbesorgt über ihn, und wo sein Auge hinblickte, da sah es nie gesehene Schönheiten. Als das Mädchen nun gar seine Hand an ihre Wangen, an ihr Herz drückte, da hätten Teufel zur rechten und zur linken, hinten und vorne stehen können; die Allgewalt der Natur hätte doch gesiegt. Männer, die ihr dies leset, greift in euer Herz, und sprecht: ob ihr widerstanden hättet? Weiber, die ihr schon Erfahrung kennt, redet: ob einer des männlichen Geschlechtes in solchem Fall euch widerstehen kann?

Wolfgang war es nicht vermögend. Er umarmte sein Mädchen, zog sie zu sich hinab, küßte ihren Mund, ihre Wange; alles schwand vor seinem Blicke, nur das schöne Mädchen nicht. Dies war durch diesen schnellen Uibergang so überrascht, durch die gefährliche Lage so unbehülflich gemacht, daß sie sein Betragen duldete, dulden mußte, und noch länger geduldet hätte, wenn die jedem Mädchen angebohrne Schamhaftigkeit sie nicht aus der Gefahr errettet hätte. In diesem Augenblick, da sie dem Drang ihres Herzens folgte, sah sie auch ihren entblösten Busen; sie entwand sich mit

Riesenstärke Wolfsgangs Armen; sprang auf, und suchte nun mit beiden Händen zu verbergen, was sie anfangs so willig Wolfgangs Augen zur Schau gestellt hatte.

Leicht wäre es diesem jezt gewesen, zu entfliehen, denn des Mädchens Augen waren geschlossen; sie glühte für Scham, und vermochte nicht aufzublicken, aber -- der stärkste Beweis, wie mächtig Leidenschaft ist! — das Blatt hatte sich gewendet; und wäre in diesem Augenblicke das Mädchen entflohen, Wolfgang würde ihr eben so emsig und schnell gefolgt seyn, wie sie vorher ihm. Hölle, Teufel und Zauberei waren aus seinem Gedächtnisse rein verschwunden. Es war ihm alles so sinnlich, so menschlich, so natürlich geworden, daß er, gleich starken Philosophen, an dem Daseyn derselben zu zweifeln anfieng, sich keine Hölle, wohl aber einen Himmel in des Mädchen Armen denken konnte. Ihr gesenkter, schamvoller Blick reizte ihn noch mehr, und die rastlose Geschäftigkeit, mit welcher sie ihre entblößten Reize zu verbergen suchte, durch allzugrosse Eile aber stets wieder neue enthüllte, war seinen Sinnen ein Schauspiel, das sie noch nie genossen hatten, und um so begieriger verschlangen. — Mein mußt du werden! mein Weib! meine Gattin! dachte er in diesem Augenblick, und nahte sich ihr aufs neue! — — Aeusserst beschämt kehrte ihm das Mädchen den Rücken. Loser, garstiger Mann, sagte sie, gieb mir mein Halstuch

zurück! sonst seh ich dich nie mehr an! — O Männer, bewundert in dieser naiven Drohung das listige Herz eines Mädchen. Ganz unbekannt mit den Reizen und der Macht der Liebe, fühlte sie doch schon deutlich den Sieg, welchen sie über Wolfgangen erhalten hatte, und benutzte ihn auch auf der Stelle! Wie hätte sie, der doch alles an Wolfgangs Gegenwart gelegen war, sonst es wagen können; zu drohen? Wie diese Drohung dadurch noch vermehren, daß sie hinzusezte: gieb mirs, oder ich gehe sogleich fort!

Wolfgang. Liebes, theures Mädchen, wie soll ich dir etwas geben, was ich nicht besitze? Wahrscheinlich hast du's im Laufen verlohren.

Mädchen. Und wer trägt dann die Schuld? Gewiß du! warum hast du mich so lange geneckt? Nun kannst du mirs auch suchen helfen!

Emilie — denn diese war es — gieng jezt voran, und Wolfgang folgte geduldig nach. Er blickte nach jedem Strauche, und suchte emsig, weil er alsdann Hofnung hatte, dem schönen Mädchen wieder ins Auge zu sehen, vielleicht Belohnung für seinen Eifer zu erndten. Das Glück wollte ihm wohl, er sah das Halstuch unfern von sich an einem Strauche hängen; er sprang hinzu, und schrie froher, als ein König, der sein Land wieder erobert hat: ich habs! ich habs!

Emilie. (nach ihm hinblickend) So wirf mirs zu!

Wolfgang. (traurig) Zuwerfen? Und du willst dirs nicht selbst hohlen, mir keinen Kuß zum Lohne geben?

Emilie. Keinen! nahmst du dir vorhin nicht mehr, als dir gehörten? Rechne jezt ab, und zähle einen, als freiwillig gereicht.

Wolfgang. Da hast dus denn! — aber!

Emilie. (sich geschwind verhüllend, und gegen ihn kehrend) Nun, aber? Was denn? (ihn freundlich anblickend) Willst du mir etwann wieder entlaufen?

Wolfgang. (trozig) Wäre leicht möglich!

Emilie. Nun so geh! geh! ich laufe dir gewiß nicht mehr nach! aber, wenn du gehst, so bekommst du in deinem Leben — — doch geh nur, geh!

Wolfgang. Was bekomm ich in meinem Leben nicht? O sprichs aus! was?

Emilie. Wirsts schon sehen, schon erfahren! geh nur fort! ich halte dich gewiß nicht auf?

Wolfgang. Wenn ich aber nicht gehe? Wenn ich dir geduldig folge, wohin du mich führst, wie dann?

Emilie. Je nun! dann will ich alles vergessen; dann sollst du sogar belohnt werden!

Sie blickte ihn herzlich an, ihr Blick schmolz in Zärtlichkeit, und fand Wohlbehagen an seinem schwarzen Auge, das sich in dem ihrigen sonnte. Er ergrief ihre Hand, er drückte sie an sein Herz, er küßte ihre Wange; sie lits, sie erwiederte sogar den lezten Kuß.

Emilie. (ihm die Hand vor den Mund haltend) Genug! übergenug für die erste Probe deines Gehorsams! wirst du mir immer schön folgen, mich nie mehr verlassen, so — — sieh, ich könnte dir gut werden! ich könnte dich recht lieb haben! dein lockichtes Haar (sie streichelte es sanft aus der Stirne) gefällt mir; deine rothe Wange, dein schwarzes Auge ist schön! gefall ich dir auch?

Wolfgang. Ob du mir gefällst? (er sank zu ihren Füssen) Ob du mir gefällst! Gott im Himmel, ich bete dich an! mein Herz — meine Brust — — ich kann mich nicht ausdrücken! hab Mitleiden mit mir! — Emilie bog sich jezt über ihn; er umfaßte ihre Knie, sie küßte mit Inbrunst zweimal seine Stirne, dreimal seinen

Mund, eine Thräne entträufelte ihrem grossen schönen Auge, und der mächtige Bund der Liebe war geschlossen zwischen beiden. Sie sprachen kein Wort, aber ihre Herzen, die in diesem Falle nur durch Pantomime sich verständlich machen konnten, schworen sich ewige, unzertrennliche Liebe, und den Gattenbund auf zeitlebens. Emilie war wieder die erste, welche die Szene ächter Zärtlichkeit unterbrach. Lieber, guter! sagte sie schmachtend, laß uns jezt gehen! meine Mutter wird mich erwarten; ich kann ihr die Freude, dich gefundeu zu haben, nicht länger entziehen. — Sie reichte ihm ihren Arm, und er folgte ihr stillschweigend. Der Taumel der Leidenschaft war verschwunden; das zärtliche, schmelzende der Liebe hatte sich seines Herzens bemeistert; er konnte wieder denken, und die Furcht, daß sein Mädchen doch ein zauberisches Blendwerk seyn könne, fieng um so mehr an, seinen Verstand zu beschäftigen, weil er ihren Werth nun kannte, und ihren Verlust äusserst fürchtete. Er wollte der Sache gewiß werden, und began zu fragen: wer ist denn deine Mutter, liebes Kind?

Emilie. Bald werden wir bei ihr seyn. Sie wohnt am Ende des Parks in dem kleinen Häuschen, dessen Dach du dort glänzen siehst! — Bei dem Worte Häuschen, fuhr er erschrocken empor, un[illegible] als er wirklich die Spitze des Daches erblickte, da wankte sein Schritt. Der

Magnet an seiner Seite zog ihn vorwärts, die Furcht vor dem Zauberer und allem seinen Anhang trieb ihn rückwärts. Da aber die ältesten Dichter schon sonnenklar erwiesen haben, daß die Liebe alles überwindet, so können sich meine Leser leicht vorstellen, daß er ungeachtet seiner Furcht und seines Zweifels, dem schönen Mädchen doch zu folgen beschloß, und sich unmöglich überreden konnte: daß der Satan so vollkommen die reinste Engelsgestalt, die heiterste Unschuldsmiene annehmen könne. Um jedoch mehreres und wo möglich klåreres Licht zu erhalten, fieng er wieder zu fragen an.

Wolfgang. Kennst du, holdes Mädchen, die Gräfin M...?

Emilie. Ob ich meine zweite Mutter kenne? Welche Frage! ihr hab ich alles zu verdanken, was ich besitze; das Häuschen, in welches ich dich führe, ist ihr Eigenthum; diesen Wald, und alles, was du siehst, besitzt sie. Zärtlicher kann eine Mutter ihr Kind nicht lieben, als sie mich liebt.

Wolfgang. Auch siehst du ihr ausserordentlich ähnlich, so ähnlich, daß ich meinen Angen kaum traue; dich und sie stets für eine Person halten würde, wenn nicht deine jezige Erzählung, und deine jugendlichere Gestalt mich vom Gegentheile überzeugte. Ich habe die Gräfin M.. gesehen und gesprochen.

Emilie. Dies weiß ich, Loser! sie hat mir alles erzählt, und sich bitter beklagt, daß du ihr neulich so abscheulich entflohen wärst, als sie eben mich zu besuchen kam.

Wolfgang war äusserst froh, als er durch die Erzählung seines Mädchens immer mehr und mehr in der Muthmassung bestärkt wurde: daß sein fester Glaube an Teufel und Zauberei nur Irrthum gewesen sey. — So gewiß, dachte er, als die Gräfin M... und mein Mädchen zwei verschiedene Personen sind, eben so gewiß können auch die andern zauberähnlichen Begebenheiten aus eben so natürlichen Ursachen entstanden seyn! Um dieses nun deutlicher zu ergründen, beschloß er in Fragen anzuhalten, und hofte aus dem Munde seines geliebten Mädchens noch manche beruhigende Aufklärung zu erfahren. Eben wollte er sie fragen, wie es möglich sey, daß man auf ganz entgegen gesezten Wegen doch immer wieder zu dem Häuschen gelange, von welchem man doch weit entfernt zu seyn glaube; als auf einmal ein starkes Geräusch hinter seinem Rücken ihn aufmerksam machte. Er kehrte sich schnell um, und zwei verlarvte Männer stunden vor ihm. Haben wir dich endlich Herr Marquis? riefen sie hönisch aus, und eh noch Wolfgang Besinnungskraft fassen und antworten konnte, stieß einer derselben ihm einen blanken Dolch in

den Körper, und sie entsprangen ungehindert ins Dickicht.

Wolfgang sank röchelnd zu Boden, sein Auge schloß sich, und bald sah die weinende und verzweifelnde Emilie keine Spur des Lebens mehr in ihm. Erst jezt besann sie sich, daß, wäre noch Hülfe möglich, nicht sie, sondern ihre in der Arzneikunde verständige Mutter solche weit kräftiger leisten könne. Sie eilte daher zu ihr, und kehrte bald mit dieser athemlos und weinend zurück. Als sie auf den Plaz kamen, wo Wolfgang von den Mördern überfallen wurde, fanden sie seinen Körper nicht mehr! nur häufig vergoßnes Blut bezeichnete die Stelle, wo er gelegen war, und wie sie weiter der blutigen Spur folgten, die sich durchs Dickicht hinab zog, so stunden sie bald an dem Rande eines alten Schachtes stille, auf dessen felsichten Absatze die Spur verschwand, und ihnen deutlich genug bewieß, daß die Mörder in Emiliens Abwesenheit zurückgekehrt waren, und den blutenden Körper in diesem Schacht versenkt hatten, um alle Untersuchung zu verhindern, und jede Nachforschung zu erschweren. Trostlos standen jezt beide an diesem schrecklichen Grabe. Emilie beweinte einen eben gefundnen, und um so stärker zärtlich Geliebten. Die Alte weinte über vereitelte Hofnung, über geträumte und nun verlohrne Reichthümer. Die Furcht, daß die Mörder wiederkehren, und sie

als Kennerin der schrecklichen That auch in den Abgrund stürzen könnten, bewog die Alte endlich auf den Rückweg zu denken. Die ganz mit ihrem Schmerze beschäftigte Emilie folgte leidend und schweigend.

# Vierter Abschnitt.

Kapitain Wildner, war ein herzlich guter und braver Mann. Er war Soldat geworden, nicht aus Leidenschaft, sondern aus Nothwendigkeit, weil sein Vater, der Obrist Wildner, ihm zwar Nachruhm der Ehrlichkeit und Tapferkeit in Menge, aber kaum die Unkosten seines Begräbniß hinterließ. Durch sein ehrliches, bieders Betragen, durch seinen stets gleichen, und folglich immer redlichen Karakter hatte sich sein armer Sohn im vierzigsten Jahre bis zu einer Kapitainstelle emporgeschwungen, und fieng nun an bei etwas reichlichern Einkommen die Macht des Spruches: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey! in seiner ganzen Stärke zu fühlen. Sein Auge suchte daher unter den Töchtern des Landes sich eine Gehülfin, und fand sie bald in der Person einer Pfarrerstochter, die zwar arm am baaren Gelde, aber desto reicher an Eigenschaften war, die das Band der Ehe beglücken, und dauerhaft machen können. Wildner fieng in ihrer Gesellschaft erst zu leben an, und in der Folge wurden sein Weib und seine zwei Kinder seinem Herzen ein Schaz, den er um kein Königreich vertauscht hätte. Ein sein Vaterland verheerender Krieg trennte ihn von seinem einzigen Vergnügen, daß er auf der Welt genossen hatte, und so gerne noch länger genossen hätte.

Als er nach zehn Jahren zum erstenmal wiederkehrte, fand er sein Weib tod, und seine zwei Kinder, einen Knaben und Mädchen, unter dem Schutze einer nahen Anverwandtin, deren ausserordentliche Zärtlichkeit gegen die armen Verlaßnen dem trostlosen Gatten Stof zum Troste gab. Als diese Kinder wohl gepflegt und genährt heran gewachsen waren, nahm der Vater seinen Sohn unter seine Kompagnie auf, und zog bei neu entstandnem Kriege mit ihm gegen den Feind aus. Seine Tochter, ein Muster der Tugend, ein beinahe unerreichbares Ideal der vollkommensten Schönheit blieb unter dem Schutze ihrer zweiten Mutter, und nur die Hofnung, daß es ihr hier wohlgehen würde, wohlgehen müßte, machte dem alten Vater den Abschied von seinem Liebling erträglich.

Florchens Pflegmutter hatte bisher in der Stadt gewohnt. Sehnsucht nach Ruhe, eine natürliche Folge ihres Alters, bewog sie jezt auf ein nahe gelegenes Dorf zu ziehen, und dort in stiller Einsamkeit ihre noch wenigen Tage Gott zu opfern. Florchen folgt' ihr dahin, und ihr stiller, äusserst empfindsamer Karakter fand bald auf dem Lande Stof zu tausend, in der Stadt noch nie gefühlten Vergnügen. Es war ein Fest ihres Herzens und ihrer reinen Seele, wenn sie am frühen Morgen dem weichen, lästigen Bette entfliehen, und auf einer Anhöhe den Aufgang der Sonne beobachten und bewundern konnte. Ihr

Herz öffnete sich dann, nach dem Beyspiele der ganzen Natur, der Freude und dem reinsten Vergnügen, sie bewunderte Gottes Allmacht in diesem herrlichen Bilde, und verehrte sie in jedem Grashälmchen, in jedem Tröpfchen Thau, das auf diesem so herrlich glänzte.

Nichts öffnet das Herz mehr, nichts regt jede schlafende Empfindung in der menschlichen Seele so stark empor, nichts machte sie jedes Eindrucks so empfänglich und fähig, als das Erwachen der Natur vom Schlafe, als das Emporsteigen der Sonne am heitern Himmel. Alles lebt, alles webt, alles drückt Freude und Vergnügen aus; die Heerde blöcken, die Vögel singen, die Insekten zwitschern und summen! O, es ist eine Szene, die nur gefühlt, nicht beschrieben werden kann, die kein Dichter zu schildern, kein Pinsel zu mahlen sich unterfängt! Sie ist erhaben, groß, unerreichbar! Wer sie je genoß und fühlte, wird mit mir übereinstimmen, wird aufrichtig gestehen müssen, daß er nie ein solches Streben, Klopfen und Sehnen seines Herzens empfand! Man wird mit Allgewalt ergriffen, jedes Gefühl wird aufgerüttelt, das Maas der Empfindungen wird übermäßig gefühlt; man spannt die Arme aus, um alles zu umfassen, man vermags nicht, und sehnt sich doch innig sein Gefühl, seine Empfindung mitzutheilen.

In dieser Lage, in diesem Drange, in diesem empfänglichen Gefühle saß einst Florchen an einem der schönsten Frühlingsmorgen, unter dem Stamme einer hundertjährigen Eiche. Der junge Herr von Tiefenthal, der in der nahen Stadt, seines Vaters Meinung und Rathe nach, studieren und nützliche Kenntnisse sammeln sollte, feiler Dirnen Liebe, Jagdgetümmel und Pferderennen aber diesen weit vorzog, — dieser edle Jüngling gerieth, indem er einen jungen Haasen verfolgte, in diese romantische Gegend, und sah, unbemerkt von ihr, das schöne Florchen sizen. Die Macht ihrer Schönheit wirkte tief auf ihn. Noch nie hatte er solch eines Mädchens Wange geküßt, nie in solch ein ausdruckvolles Auge geblickt. Florchen saß vertieft und entzückt da; Freude und sehnliches Vergnügen mahlte sich auf ihrem Rosengesicht, und ihr Auge, welches in die weite Gegend hinabstarrte, bewieß deutlich genug, daß die Schönheiten der Natur es beschäftigten. Tiefenthal, dessen Herz fühlte, dessen heissen Leidenschaften schon hoch loderten, nahte sich ehrerbietig dem schönen Geschöpfe. Wohl mir, sprach er, daß ich hier eine theilnehmende Seele finde, die auch fühlt, was ich fühle; und die es um deswillen verzeihlich finden wird, daß ich sie in Gefühlen stöhre, die mein volles Herz so gerne einem andern mitzutheilen wünscht. — Florchen fuhr erschrocken empor, und würde geflohen seyn, wenn ihr Herz nicht eben diesen Drang so in-

nig empfunden hätte; wenn der vor ihr stehende Jüngling nicht so schön gewesen wäre; und wenn dieser schöne Jüngling nicht so dringend um ihre längere Gegenwart gefleht hätte. Ein Wort gab das andere! Der Heuchler wußte seine Rolle so gut, so treflich zu spielen, schwazte so viel von Schönheit der Natur, von den Freuden, die sie ihren Bewunderern gewähre, und von dergleichen mehr, daß das unbefangne Mädchen seine Gesellschaft bald angenehm fand, und es gar nicht ungern hörte, als er morgen wieder hier zu erscheinen, und mit ihr das selige Vergnügen zu theilen versprach.

Ich würde meinen ganzen Vorsaz verfehlen, und meine Geschichte in mehrere Bände ausdehnen müssen, wenn ich fortfahren wollte die Verführungsgeschichte des unschuldigen Florchens weiter so umständlich zu erzählen. Ich will mich deswegen so kurz als möglich fassen. Florchen sah am andern und vielen darauf folgenden Tage den schönen Jüngling wieder; sie fand seinen Umgang äusserst angenehm. Gereizt durch alles, was in der Frühlingsnatur lebt, liebte sie ihn bald heis und zärtlich, dachte nur ihn, und vergaß sich und ihre Gefahr ganz. Ehe ein Monat vergieng, gewährte sie ihm schon jede Gefälligkeit, die reine Liebe fodern konnte, und ehe der andre sich endigte, war sie bereits um Ruhe, Tugend und Unschuld von ihm betrogen worden.

Florchen fühlte freilich ihren Fall sehr tief; aber der Jüngling bat so sehr, so innig; ihr Herz sprach so laut für ihn, daß sie ihn, ungeachtet ihres festen Vorsatzes, ihn nie mehr zu sehen, am Abende doch wieder sah, ihn mit nach ihrer Pflegmutter Haus nahm, in einer abgelegnen Kammer versteckte, und oft ganze Nächte in seinen Armen zubrachte. Solch eine enge Vertraulichkeit hatte bald die eben so natürlichen Folgen. Florchen fühlte sich schwanger, und erinnerte jezt ihren Geliebten an die schleunige Erfüllung seines heiligen Versprechens! Sie flehte ihn ängstlich, sie vor der Schande zu verbergen, und so geschwind als möglich zu heurathen.

Tiefenthal versprachs aufs neue, und trennte sich nur auf einige Wochen von Florchen, um, wie er sagte, seinen Vater darüber zu präveniren, und seine Einwilligung zu erschmeicheln. Aber Tiefenthals Vorgeben war ihm nicht Ernst; er kehrte nach der Stadt zurück, schwelgte dort mit feilen Dirnen, und indeß das angstvolle Florchen fleißig für ihn und seine glückliche Zurückkunft betete, hatte er sie schon längst in den Armen einer andern vergessen. Als er einst am Abende, des Weines voll, einem andern seines Gelichters eine Dirne mit Gewalt rauben wollte, wurde er von diesem durchbohrt, und starb, ohne bereut, ohne gebeichtet zu haben, was er hienieden verbrochen hatte. Man gab seinem Vater Nachricht von seinem elenden Tode, und dieser suchte ihn aus ganz

natürlicher Ursache vor jederman zu verheimlichen. Wenige in der Gegend wußten, daß sein Sohn gestorben sey; keiner, wie er gestorben war.

Indeß Tiefenthals Körper schon moderte, seine Seele schon dort verurtheilt war, harrte Florchen noch immer seiner Ankunft entgegen. Jeder Tag vermehrte ihr Leid, machte aber auch ihren Zustand kennbarer. Sie vermochte diesen und noch weniger ihre Thränen nicht länger vor dem aufmerksamen Auge ihrer Pflegmutter zu verbergen. Sie gestand ihr die Ursachen ihrer Leiden, und warf dadurch die in ihrer ganzen Hofnung betrogne Alte auf ein tödtliches Krankenlager. Ehe sie starb, schrieb sie dem Vater, und berichtete ihm Florchens unglücklichen Fall, als die Ursache ihres schnellen Todes. Eben an dem Tage, an welchem das trostlose Florchen die gute, nun ausgelittene Mutter zur Erde bestattet hatte, stürmte ihr Vater, ihr Bruder in ihr Zimmer. Sie ward bei ihrem Anblicke ohnmächtig, und erwachte erst in des gerührten Vaters Armen wieder. Er vergab ihr alles, verzieh auch ihm in voraus, wenn er wieder gut mache, was er verbrochen, und diese heisse Liebe seiner Tochter mit Gattenschwur belohnen wollte. Da diese ihren Geliebten noch immer nicht untreu, noch stets bei seinem Vater glaubte, so gieng der Kapitain nicht erst nach der Stadt, wo er wahrscheinlich bei näherer Erkundigung sein

schreckliches Ende erfahren hätte, sondern reiste sogleich mit ihr nach Tiefenthals Heimath ab. Mit ihm erst ins Geheim, dann, fände er ihn treu, mit seinem Vater über Genugthuung zu sprechen, war des Alten erster Vorsaz. Eben so ernstlich der zweite, Rache zu fordern, und Rache zu nehmen an dem Treulosen, wenn er seine Schwüre vergessen hätte, und die Unglückliche nicht ehelichen wollte.

Ehe sie noch Tiefenthals Schloß erreichen konnten, wurde das arme, abgezehrte, von Kummer und Jammer gebeugte Florchen gefährlich krank. Ihre äusserste Entkräftung, ihr klägliches Ruffen nach Hülfe bewog den Alten bei einer Hütte stille zu halten. Der Besitzer derselben nahm die Reisenden gutherzig auf, und bewirthete sie, so gut er konnte. Nach zweitägigen Leiden und Ringen kam Florchen etwas zu früh mit einem Knaben nieder. Mutter und Kind waren dem Tode nahe, und in der ganzen Gegend weit und breit war kein Arzt vorhanden, der beiden hätte Hülfe leisten können. Dies machte den armen Alten trostlos. Er saß oft stundenlang stillschweigend an ihrem Lager, und brütete über Verzweiflung. Wenn aber dann und wann Florchen sich zu erhohlen schien, wenn sie ihr weinendes Kind an ihre Brust legte, dann schöpfte er schnell wieder Odem und schwazte mit seinem gefälligen Wirthe. Von diesem erfuhr er, daß des alten

Tiefenthals Schloß nur drei Stunden von da entfernt läge; daß sein Sohn ein wahrer Wildfang sey, alle hübschen Mädchen necke, allen schönen Weibern nachschleiche, und nebenbei, als ein erklärter Liebhaber, der schönen Gräfin M... hofire. Ob er jezt bei seinem Vater sey, oder irgend wo anders herum revire, wußte der alte Bauer, welcher seine Einöde selten verließ, nicht zu sagen. Diese herzangreifende Schilderung des Verführers seiner Tochter bewog den Kapitain seinen Sohn auf Kundschaft zu senden. Dieser gieng bis ins Dorf, das nahe beim Schloß lag.

Der alte Herr von Tiefenthal hatte an diesem Tage eben den armen Wolfgang mit sich nach Hause gebracht. Viele Inwohner des Dorfs, die im Vorbeifahren ihn für seinen Sohn hielten, warnten in des Kundschafters Gegenwart ihre Töchter vor ihm, und als er weiter fragte, so erfuhr er: daß dies ein gottloser Bube sey, welcher schon drei unschuldige Mädchen verführt und geschwängert habe, und seinem Vater nichts als Schande mache. Wir hielten ihn, sezten sie hinzu, schon für todt; aber Unkraut verdirbt nicht, und jezt müssen wir vorbauen, sonst erleben wir neues Spektakel. — Der ergrimmte Sohn kam mit dieser tröstlichen Nachricht beym Vater an; beide glühten, beide beschlossen Rache zu fordern, und den Jammer aller der Verführten an ihm zu rächen, wenn er nicht völlige und vollkommene Genug-

thuung leisten würde. Florchens Bruder zog wieder aus, und schwors dem Vater, nicht eher wieder zu kehren, bis er den Verräther mit sich bringe. Er begegnete dem Wagen der Gräfin M..., die eben mit Wolfgangen nach ihrem Schloße fuhr. Ein Bauer, den er fragte; wem dieser Wagen gehöre? belehrte ihn, daß dies die Gräfin M..., und ihr Begleiter unfehlbar der junge Herr von Tiefenthal seyn würde. Er folgte nun dem Wagen mit Riesenschritten, und erreichte beide in der Allee spazierend. Seine Ungeduld und Begierde nach Rache erlaubten ihm keinen längern Verzug; keine nähere Erklärung! Er redete Wolfgangen an, und der Unschuldige folgte. Das übrige wissen meine Leser; es würde also überflüssig seyn, wenn ich es wieder erzählen wollte.

# Fünfter Abschnitt.

Am Abende des nemlichen Tages, an welchem der arme Wolfgang von den Mördern so erbärmlich umgebracht wurde, saß die unschuldige Emilie unter den Schatten einer Linde. Sie beweinte aufrichtig und bieder den Tod des Aermsten. Er war in den wenigen Minuten ihrem Herzen sehr theuer geworden. Immer sah sie ihn, wie er vor ihr kniete, wie ihre Wange die seinige berührte, und seine Lippe auf der ihrigen brannte. Ihn so schnell verlohren zu haben, ihn nie mehr wieder zu sehen, war ein Gefühl, das sie sich vergebens zu fassen bemühte. Unfern von ihr saß die Gräfin M..., sie war mit Emiliens Pflegmutter im tiefen Gespräch begriffen. Auch beider Miene verrieth Ernst und Trauer. Das ganze grosse Gebäude ihrer Hofnungen und Aussichten war mit Wolfgangs Tode zu Boden gestürzt. Die leichtsinnige Gräfin fühlte zum erstenmale wahren Kummer, wie sie sich jezt von ihrer Schuldenlast befreien, und ihrer Tochter einst ein stattliches Erbe hinterlassen sollte. Eben waren beide einig geworden, den todten Körper morgen früh aus dem Schachte ziehen zu lassen, und sich seine Taschen als ein rechtmäßiges Erbe zuzueignen, als ein Bauernjunge im schnellsten Laufe vor ihnen vorüber schoß. Angst und Furcht

war auf seiner Stirne gemahlt, und sein fürchterliches Aechzen machte sie aufmerksam. Was ist dir geschehen? fragte die Gräfin.

Bauernjunge. (athemlos) Ich pflückte im Walde Beere — — nahe am Schachte — — da wards drinne auf einmal lebendig — — es heulte — es winselte — ich lief davon! und jezt glaube ich immer — — es kömmt mir nach! ——

Das ist mein armer Savojarde! schrie Emilie! O wenn er noch lebte! Wie glücklich wäre ich!

Ja, ja! wie glücklich wären wir, schrie die Gräfin, und mit ihr die Alte. — Ich will zu ihm, ich muß ihn sehen, ihn trösten! rief Emilie, und eilte fort. Die klügern Alten hielten sie auf, und überzeugten sie, daß ohne thätige Hülfe kein Trost möglich sey. Die Bewohner des nahe gelegnen Dorfs wurden nun aufgeboten; mit Stricken, Stangen und Leitern versehen, zog jezt die ganze Gesellschaft nach dem Schachte, um den noch Lebenden zu retten. Unterwegens erst fiel es der Gräfin aufs Herz, daß vielleicht wegen Tiefe des Schachts alle Hülfe unmöglich seyn würde; aber ein Bauer, der neben ihr gieng, überzeugte sie vom Gegentheil. Erst vorm Jahre war eines seiner Kälber hinabgestürzt; er hatte sich; es zu retten,

nachgewagt, und versicherte, daß das Loch höchstens nur funfzehn Ellen tief, unten mit weichem Moos bewachsen sey, und erbot sich sogleich an einem Seile hinabzusteigen, und den drein gefallnen Menschen daran zu binden. Die übrigen, sezte er hinzu, werden dann ihn, und endlich mich wieder herauf ziehen. Diese so angenehme Hofnung trieb alle mit noch mehrerer Eile vorwärts; sie kamen bald am Rande des Schachts an. Emilie war die erste, welche hinab rufte! ein ängstliches Winseln ertönte sogleich empor, und der Bauer stieg hinab. Zieht ihn hinauf, schrie er bald darauf. Ich habe ihn wohl befestigt. Er lebt noch, er spricht sogar, aber in einer sprache, die ich nicht verstehe.

Alles arbeitete, und zog nun mit vereinten Kräften; selbst die schwache Emilie faßte das Seil und war ängstlich besorgt, daß ihr Wolfgang nicht an irgend einem Steine sich aufs neue verletzen möchte. Endlich kam die Last näher, man hob sie vollends herauf; aber alle erstaunten, alle stunden sprachlos, als anstatt des gehoften Savojarden, ein schön gekleidetes Frauenzimmer vor ihnen lag. Sie wimmerte kläglich, und grief mit der rechten Hand immer nach der Gegend ihres Herzens; blutig war ihr ganzes Gewand, und als sie näher untersucht wurde, steckte in ihrer linken Brust ein Dolch, der bis ans Heft hinein gedrückt war.

Diesen mühte sich die Aermste immer, aber vergeblich, herauszuziehen, und als ihr diese Hülfe ein gutherziger Bauer leistete, so schoß das Blut stromweise nach. Die Leidende öffnete noch einmal ihr grosses blaues Auge, und verschied in den Armen der Gräfin. So sehr nun jezt auch Emilie den im Schachte befindlichen Bauern bat, weiter nachzuforschen: ob nicht noch ein Körper darinn läge, so versicherte dieser doch auf Ehre und Seligkeit, daß nichts mehr vorhanden sey. Abermals in ihrer Hofnung getäuscht, wanderte jezt die Gesellschaft traurig zurück, und da man durch doppelte Erfahrung überzeugt wurde, daß Räuber und Mörder sich im Walde aufhalten müßten, so beschloß die Gräfin diesen am kommenden Tage durchstreifen zu lassen, und indeß zu mehrerer Sicherheit ihren Liebling, nebst ihrer Pflegmutter, mit aufs Schloß zu nehmen. Die Leiche des fremden Frauenzimmers wurde auch dahin gebracht. Man untersuchte ihre Kleider, ihre Taschen, und fand nicht das geringste darinnen, was sie hätte kennbar machen können. Nur so viel entdeckte man, daß die Gemordete hoch schwanger war! Dieser schreckliche Anblick erregte in dem Herzen der Gräfin neues Mitleiden. Sie schenkte der Ausgelittenen Thränen in Menge, und ließ sie am andern Tage in ihrer Familiengruft beerdigen.

Früh morgens zogen die umliegenden Dörfer, und mit ihnen alle Jäger auf Befehl der Gräfin

aus, um den ganzen Wald zu durchsuchen, und wenigstens durch diese Aufmerksamkeit die Mörder daraus zu entfernen. Alle kehrten am Abende leer zurück; sie hatten, der sorgfältigen Nachsuchung ungeachtet, keine Spur von Wolfgangen, eben so wenige von einem Mörder gefunden. Emilie zog mit ihrer Pflegmutter also wieder in das bekannte Häuschen, und die Gräfin beschloß auf einige Zeit in die Stadt zu gehen, um sich theils dort die Sorgen zu vertreiben, theils andre Pläne zur Tilgung ihrer dringensten Schulden zu machen. Den Tag vor ihrer Abreise langte ein Fremder vor ihrem Schloße an. Wohnt hier die Gräfin M...? fragte er die Hausgenossen; und als man seine Frage bejahte, und ihn zu ihr führte, überreichte er ihr zur beliebigen Erösnung ein wohlversiegeltes Kästchen, und bat um Bescheinigung, daß er solches richtig überliefert habe. Die Gräfin ösnete sogleich das Kästchen, und fand zu ihrem grösten Erstaunen vier tausend Zechinen und eine Menge Schmuck darinne, deßen Werth dem Anscheine nach das baare Geld um vieles übersteigen muste. Sie durchsuchte diese Schätze aufs sorgfältigste, fand weder Brief noch irgend etwas, woraus sie hätte schlüßen können: Woher dies herrliche Geschenk komme, und ob es ihr eigentlich bestimt sei? Nur die an sie lautende, deutlich darauf geschriebene Addreße schien dies zu beweisen.— Vergebens forschte sie bei dem Uiberbringer nach näherer Erklärung. Er

war ihre brennende Neugierde eben so wenig zu befriedigen im Stande: Ich bin, sagte er, ein Notarius und Magistratsperson des Städtchens W..., welches vier Meilen von hier liegt. Gestern Nachmit:ags langte dort zur goldnen Sonne ein ganz verschloßner Wagen an. Die voransitzenden Bedienten öfneten solchen, und hoben einen gefährlich verwundeten Herrn heraus. Er verlangte sogleich einen Chirurgus; da aber der einzige, welcher in unserm Städchen wohnt, über Land gereißt war, so koñte seiner dringende Bitte nicht gewillfahrt werden. Man sandte, auf sein Verlangen, nach einem Notarius und folglich zu mir. Er redete mich anfangs in welscher Sprache an, da ich aber diese Sprache nicht verstehe, so sprach er endlich deutsch mit mir. Er fragte nach der nächsten Stadt, und ob er dort geschickte Wundärzte antreffen würde? Als ich ihm über beides Auskunft gegeben hatte, fragte er: Ob ich wisse, wo Euer Excellenz wohnten? und wie ich dies auch bejahte, lies er sich von seinem Kammerdiener das eben überbrachte Kästchen reichen. Er schrieb sehr mühsam auf einem kleinen Zettel einige Worte, legte dies Zettelchen ins Kästchen, versichelte es selbst, und diktirte dem Kammerdiener die darauf befindliche Addreße in die Feder. Endlich überreichte er mir es mit der dringensten Bitte: es sogleich und in eigner Person Euer Excellenz zu überbringen! Als ich ihm dies gelobte, gab er mir, wie er sich ausdrückte, für meine Mühe, einen Beutel mit funfzig Du-

katen, und lies sich sogleich wieder nach dem Wagen tragen. Ehe ich noch abreisen konte, rollte der Wagen schon wieder vor meinem Hause vorbei, und was mich am meisten verwunderte, auf einer ganz entgegen gesezten Strase, als diejenige ist, die ich ihm nach der Hauptstadt angegeben hatte.

Gräfin. Außerordentlich besonders, mir wenigstens ganz unbegreiflich! Auch erwähnten sie eines Zettelchens, das der Fremde ins Kästchen soll gelegt haben, und das ich aller sorgfältigen Nachforschung ungeachtet nicht gefunden habe.

Fremder. Ich bürge als eine geschworne Person für die Wahrheit meiner Erzehlung. Der Zettel muß sich finden.

Die Gräfin fing jezt aufs neue an, das Kästchen rein auszuleeren. Jedes Papier, in welches die Theile des Schmuckes gewickelt waren, ward durchsucht, und man fand nichts. Nach langen vergeblichen suchen, sah sie endlich ein zusammen gewickeltes Papier auf der Erde liegen, sie hob es auf, und fand folgende sehr unleserliche geschriebne Worte darauf. „Ich übersende beiliegendes, als ein Eigenthum meiner mir immer und ewig theuren Emilie. Ich bitte ihr solches zu übergeben, und sie zu versichern, daß ich auch sterbend noch bin ihr treuer Markis Lanego.„ Der Zettel war in italienischer Sprache geschrie-

ben, und es kostete der Gräfin viel Mühe, dessen Inhalt zusammen zu buchstabiren.

Gräfin. Nun wird mir die ganze Geschichte freilich um vieles heller und deutlicher! Ob ich gleich vieles noch nicht begreife, nie werde begreifen können. War derjenige, der ihnen dies Kästchen übergab, noch jung? Hatte er nicht schwarze Augen, schwarze Haare?

Fremde. Richtig. Er kann kaum vier und zwanzig Jahr alt sein, hatte große schwarze Augen und Haare.

Gräfin. was trug er für ein Kleid?

Fremde. Dies bin ich zu bestimmen nicht im Stande, weil er in eine lange Decke eingehült auf dem Bette lag, sein ganzes Hemde war mit Blut beflekt, und auf der linken Seite hatte er, wie er selbst klagte, zwei gefährliche Wunden.

Gräfin. Sprach er gut deutsch?

Fremde Er sprach es fließend, aber, da er schwach war, sehr langsam.

Gräfin. Erzählte er ihnen nicht, durch welchen Zufall er sei verwundet worden? Ob durch Mörder? Oder im Duell?

Fremde. Nein! Mehr als einmal befragte

ich ihn darüber, aber nie erhielt ich eine Antwort. Nur einmal sagte er, ich hätte die Gefahr vermuthen können, und habe sie doch nicht geachtet.

Gräfin. Es kann kein andrer seyn! Ich glaube jezt zu behaupten, daß ich ihn recht gut kenne, vor einigen Tagen noch mit ihm sprach! Freilich Wagen, Pferde, Bediente! Doch was ist diesem unmöglich? Er ists, er ists!

Ehe der Fremde von der Gräfin schied, beschenkte auch sie ihn ansehnlich, und bat ihn dringend, den Weg nachzuforschen, den der Markis genommen hatte, und erführ er seinen Auffenthalt, ihr ja sogleich Nachricht davon zu geben. Der Fremde versprachs, und eilte, um sein Versprechen bald erfüllen zu können, sogleich fort.

Die Gräfin untersuchte nun Emiliens Geschenk nochmals, und fand, daß es zur Tilgung der dringensten Schulden mehr als hinreichend sei. Sie war, da alles ihrem Lieblinge angehörte, zu gewissenhaft, um es ihr nicht vorher zu zeigen, und ihre Einwilligung dazu zu verlangen. Sie lies solche ruffen, erzählte ihr den ganzen Vorfall und erhielt von dem guten Herzen derselben vollkommne Gewalt, Schmuck und Geld zu ihrer Rettung anzuwenden. Emilie, die eben so fest, wie die Gräfin überzeugt zu seyn glaubte, daß niemand anders, als ihr lieber Savojarde, ihr

dies prächtige Andenken könne gesendet haben, weinte und jammerte laut um ihn! Er ist, sagte sie meinem Herzen in den wenigen Augenblicken, als ich mit ihm sprach, sehr theuer geworden. Er wirds mir ewig bleiben, da er jezt sterbend auch noch so deutlich seine Liebe zu mir bewieß. O könte ich ihn retten, könte ich ihn pflegen u. warten, gerne wollte ich zeitlebens elend und dürftig mit ihm leben. — Die Gräfin suchte sie zu trösten, und erreichte auch ihre Absicht vollkommen, da sie ihr deutlich bewieß, daß solch ein Mann mit so übernatürlichen Kräften versehen, gewiß auch Mittel haben würde, seine Wunden zu heilen. Konnte er sich, sezte sie hinzu, ohne irgend eines Menschen Hülfe, aus dem Schachte retten; konnte er in so kurzer Zeit sich Wagen, Pferde und Bediente verschaffen, so wird er gewiß auch Kräuter finden, die seine Wunden heilen. Harre du indeß nur geduldig; er wird über kurz oder lang gesund wiederkehren, und dich zur glücklichsten Frau machen.

Emilie versprach ruhig zu sein, und blickte sehnlich dem Tage entgegen, an welchem sie den Liebling ihres Herzens wiedersehen, und umarmen sollte. Ehe zwey Tage vergiengen, hatte die Gräfin die Diamanten an die bestellten Jubeliers verkauft, und besaß nun sechzig tausend Gulden baares Geld, womit sie am dritten Tage den größten Theil ihrer Gläubiger befriedigte. Wie sie sich eben in Gesellschaft ihrer Emilie zu Tische

sezen, und nun einmal wieder ganz ruhig und schuldenfrei ihr Abendbrod verzehren wollte, langte ein reitender Bote vor ihrem Schloße an. Er brachte ihr in einem Briefe von dem auf Kundschaft ausgesandten Notarium die schriftliche Nachricht: daß er so glüklich gewesen sei, den Weg welchen der Markis genommen habe, zu entdeken; er sei, berichtete er weiter, ihm bis in die nächste sächsische Gränz-Stadt nachgereist; hätte aber zu seinem grösten Leidwesen den fremden Herren schon im Sarge angetroffen. Noch am nemlichen Tage sei dieser begraben worden, und was die Bewunderung aller errege, seine Dienerschaft sei nach seinem Tode sogleich verschwunden, auch keine Spur vorhanden, welchen Weg sie geflohen wären. Die Gerichten hätten zwar nach der Hand die Verlassenschaft in Empfang genommen; außer einigen wenigen Kleidern und Wäsche, aber kein Geld, keine Schrift, nicht einmal einen Brief bei ihm gefunden. Man habe also die gründliche Vermuthung, daß die entflohnen Diener, nach dem Tode ihres Herrn sich alles deßen bemächtigt hätten.

Emiliens Herz wurde bei dieser Nachricht sehr gerührt; sie bewieß durch ihre innige Trauer deutlich, wie sehr der nun verstorbne Wolfgang ihrem Herzen theuer geworden war; sie beweinte in ihm einen Liebhaber und Wohlthäter; denn als lezterer hatte er, ihrer Meinung nach, unläugbar bewiesen, daß er sie innig geliebt habe.

Dankbarkeit und Liebe gaben ihr also doppelten Stof zur Wehmuth, der sie sich ohne Verstellung überließ. Umsonst suchte sie ihre gräfliche Mutter zu trösten; sie verschmähte jeden Trost, und entfernte sich unvermerkt aus der Gesellschaft, um ungehindert weinen zu können. Sie eilte ins freie; der Abend war angenehm und herrlich, der volle Mond beleuchtete mit seinem melancholischen schen Lichte die ganze Gegend. Ihm ihr Leiden zu klagen, wandelte sie durch die lange Schloßallee hinab, und stand am Ende derselben, in wehmuthsvollen Empfindungen versenkt, stille. In dieser Stellung fühlte sie sich auf einmal, ohne vorher irgend ein Geräusch gehört zu haben, von vielen nervigten Armen angegriffen, welche sie von hinten faßten, sogleich empor hoben, ihr den Kopf verhüllten, den Mund verstopften, und sie so mit gröster Eile davon trugen. Nach einigen Minuten hob man sie noch immer vermumt in einen Wagen, der schnell fortfuhr. Umsonst weinte und klagte sie; man schien beides nicht zu achten; deñ niemand antwortete ihr, ob sie gleich deutlich fühlte, daß ihr jemand rechts und links zur Seite saß. Als sie ungefähr eine Stunde gefahren waren hielt der Wagen stille. Emilie ward wieder herausgehoben, und ungeachtet ihres flehentlichen Bittens, ihres ängstlichen Wimmerns, bis aufs Hemde entkleidet. Ihr Kopf war mit einem dichten Tuche umhüllt, sie konnte also — ein äußerst betrübter Umstand — nicht das geringste sehen. Nur ein einzigesmale streifte sie im tap-

fern Widerstande das Tuch vom Kopfe, und sah zu ihrem grösten Erstaunen, daß sie sich in einem Walde befand; daß neben ihr zwei Männer standen, welche sie entkleideten, und daß zwei andere mit Fackeln dazu leuchteten. Sie ward sogleich wieder überwältigt, und aufs neue verhüllt. Man denke sich die Angst, das schmerzliche Gefühl des schamhaften Mädchens, die sich ganz gewiß in den Händen derjenigen Mörder glaubte, welche den armen Wolfgang vor ihren Augen tödteten, und von ihnen vielleicht geschändet, entehrt, und dañ ermordet zu werden fürchtete. Sie sank in eine Ohnmacht, aus welcher sie erst durch das rütteln des Wagens erwachte. Zu ihrem grösten Erstaunen fand sie sich wieder ganz angekleidet; aber dies Erstaunen mehrte sich noch um ein großes, als sie beim jezigen freien Gebrauch ihrer Hände und ihres Gesichtes, sich als Mann angekleidet sah. Sie starrte bald sich, bald den schönen Reisewagen, bald ihre Begleiter an. Der Tag brach eben an, und sie sah nun deutlich, daß ihr zur linken ein alter Herr, ihr gegenüber zwei Domestiken saßen, die jede ihrer Bewegung sorgfältig beobachteten. Der alte Herr hielt ein Riechfläschen in seiner Hand, und redete Emilien in einer Sprache an, die sie nicht verstand. Sie anwortete anfangs nicht, denn ihr Erstaunen über alles, was sie sah und hörte, war zu groß, um sprechen zu können, ihr ganzer Zustand ihr unerklärbar. Als sie sich aber nach einiger Zeit zu erholen, die gewaltsamen Trennung von ihrer Mutter zu fühlen an-

fieng, da brach ihr Herz, sie fieng zu weinen an, und fiel dem alten Herrn zu Füssen. Wer sie auch sind sprach sie, so läßt mich doch ihre ehrwürdige Miene, ihr hohes Alter, Erbarmen hoffen! Was hab ich gethan, daß man so mit mir verfährt? Wo soll ich hin? O lassen sie mich wieder frei, oder führen sie mich wenigstens wieder zu meiner trostlosen Mutter.

Der alte Herr lächelte spöttisch, und hielt jezt eine lange ernsthafte Anrede in einer fremden Sprache an sie, wovon Emilie kein Wort verstand. Ungeachtet sie ihm dies wiederholt versicherte, so sprach er doch immer fort, wurde im̃er ernsthafter, zeigte ihr endlich einen Dolch und eine Pistole, welche er ihr unter fürchterlichen Drohungen auf die Brust sezte. Emilie bebte, und schmiegte sich weinend in die Ecke. Ihr ward, das sah sie bald deutlich, übrigens von allen mit Ehrfurcht begegnet, der alte Herr sprach oft freundlich mit ihr, aber wenn Emilie nicht antwortete, oder ihn in deutscher Sprache versicherte, daß sie ihn nicht verstehe, so ward er wieder zornig, und drohete ihr aufs neue. Der Wagen rollte immer schnell und unaufhörlich fort; nur dann und wann hielt er ein wenig stille, und ehe dies geschah, wurde allzeit wieder Emilien der Kopf verhüllt, der Mund verbunden, und sie auf den Boden des Wagens gesezt. In dieser Lage muste sie oft stundenlang aushalten; auch merkte sie bald deutlich, daß man nur in unbe-

wohnten Gegenden ihr den freien Gebrauch ihres Gesichtes, ihrer Hände gestatte, auch ihr so gar auszusteigen erlaubte. Aber dann hielt der Alte immer in einiger Entfernung mit der Pistole Wache, und unterließ nie, ihr damit vorher fürchterlich zu drohen. Ihr wurden im Wagen Erfrischungen aller Art angeboten, da sie aber solche hartnäckig verschmähte, so zwang sie der Alte mit eben dieser Pistole anzunehmen, und zu essen, was man ihr reichte. Emilie weinte viel, härmte und kümmerte sich sehr, denn sie war nie aus dem Hause ihrer Pflegmutter entfernt gewesen, hatte sie immer zur Seite gehabt, und befand sich jezt unter den Händen fremder Männer, die ihre Sprache nicht einmal verstanden.

Ein Umstand, der jedem jungen, schamhaften Mädchen schon unerträglich sein mußte, und der doch nur ein kleines Uibel gegen die Ungewisheit ihres Schicksals war! Die Begierde, den Ausgang desselben zu erfahren, marterte das arme Mädchen beständig. Sie vermochte nicht zu schlafen, und nur ihre jugendlichen, noch ganz unbenuzten Kräfte hielten sie aufrecht. Oft bemächtigte sich ihres Herzens der Gedanke zur Flucht, und ward noch lebhafter rege, wenn in der Nacht ihre Begleiter vom Schlafe überwältigt wurden; aber bald ward sie inne, daß auch dieses Mittel unmöglich sei; denn zu dieser Zeit ritten allemal zwei Domestiken, die am Tage auf dem Bocke saßen, dem Wagen zur Seite, und weckten jedes-

mal die Wächter im Wagen, wenn sie an einen Ort kamen, wo sie frische Pferde erhielten. Vier Tage und fünf Nächte waren sie so fortgefahren, und Emilie die unter dieser Zeit keine warme Speise, keinen Löffel Suppe genossen hatte, fühlte sich schon sehr schwach, als bei Anbruch des fünften Tages, der Wagen auf einmal vor einem Hause stille hielt, ohne daß man sie vorher, wie gewöhnlich, verhüllt hätte. Zu ihrem großen Erstaunen ward vielmehr die Thüre des Wagens geöfnet, und sie zum Aussteigen genöthigt. Man trat in ein Zim̃er; aber Emiliens Freude schwand bald um ein großes, als sie hörte, daß alle Bewohner des Hauses die nemliche Sprache redeten, mit welcher ihre Begleiter sie täglich marterten, und sie sah nun deutlich ein, daß sie sich jezt in dem Lande befinde, wo diese Sprache die Landessprache sei. Man brachte Emilien Kaffee, sie verschlang ihn mit großer Begierde, und der alte Herr mühte sich mehr als jemals, sie zu unterhalten. Da aber Emilie ihn aufs neue versicherte, daß sie kein Wort von allem verstehe, so endigte sich die Unterhaltung abermals mit Vorwürfen, und Emilie sah deutlich, daß er über ihr Betragen bei dem Besizzer des Hauses Klagen führte, ihm eine Schrift zeigte, und dessen große Bewunderung damit erregte. Sie war der Räthsel aber schon so sehr gewohnt, daß ihr dis alles gleichgültig schien, und sie, in sich vertieft, die weitere Unterhaltung gar nicht einmal beobachtete.

Bald darauf ward sie genöthigt, weiter zu reisen! Die Reise gieng jezt langsamer, ihre Begleiter kehrten ordentlich ein, ihr ward zu essen und zu trinken in Fülle gereicht, und jedesmal ein besonderer Tisch für sie gedeckt. Am Abende reichte ihr der Alte, da er sie in ein besonders Schlafgemach führte, so gar einen Pack Frauenzimmerkleider, welche nach genauer Untersuchung, diejenigen, welche sie sonst trug, an Schönheit weit übertrafen. Sie fühlte beim Anblik dieser Kleider zum erstenmale wieder wahre Freude, sie küßte aus Dankbarkeit des alten Hand, der dies ehrerbietig zu verhindern suchte, dagegen die ihrige küßte und sich entfernte.

Eines ihrer grösten Leiden war bisher der Zwang, Mannskleider zu tragen, gewesen. Ihr linkes komisches Betragen in dieser Tracht erregte oft das Lächeln ihrer Begleiter, und machte sie eben so oft schamroth. Ein langer Mantel, den man ihr auf der Reise gereicht hatte, war daher ihr einziger Trost, und sie war nur dann zufrieden, wenn sie sich ganz in ihn hüllen konnte. Jedes Mädchen, das sich jezt in Emiliens Lage denkt, wirds der Aermsten daher gern verzeihen, wenn sie sogleich die lange entbehrten Kleider anzog, und nur in diesen sich aufs Bette warf, auch zum erstenmale sanft schlief.

Am Abende des zehnten Tages nach dieser Metarmorphose fuhr der Wagen länger als ge-

wöhnlich fort; Emiliens alter Begleiter war an diesem Tage beredsamer; sie merkte deutlich, daß er sehr dringend, ernsthaft und oft rührend spräche, daß er Antwort von ihr heische, und sie flehentlich darum bitte. So gerne nun Emilien sein Verlangen erfüllt hätte, so war es ihr doch unmöglich; sie konnte nur durch Thränen und Geberden seine Fragen beantworten, und mußte es geduldig leiden, wenn der Alte wieder aufbrauste, ihre Hand von sich stieß, und fürchterlich zu drohen anfing. Erst um Mitternacht endigte er seine Drohungen, und der Wagen hielt bald darauf an einem großen Gebäude stille, das in einer wüsten, und rings mit Wald umgebnen Gegend lag. Emilie, die bisher in ihrem Herzen immer noch täglich einen Plan zur Flucht entworfen hatte, aber keinen auszuführen vermochte, erschrack sehr, als sie dies Gebäude, welches von der Form der gewöhnlichen so ganz unterschieden war, erblikte. Eine inre Ahndung stellte ihr solches sogleich als das Ziel ihrer Reise vor; sie hofte hier zwar Aufklärung dieser äuserst räthselhaften Reise, aber auch neues Unglück zu erfahren. Nach langen Klopfen und Anläuten an einer großen Glocke, nach einigen Fragen, welche durch ein Fenster des Gebäudes an die draussen Harrenden gemacht wurde, öfnete sich endlich die Thüre. Zwei Weiber, deren besondrer Anzug Emilien in Verwunderung sezte, traten mit Lampen in der Hand herab, und übernahmen die erstaunten Emilie, welche aus dem Wagen gehoben, und nebst einem

Briefe den Weibern übergeben wurde. Die Thüre schlos sich sogleich wieder, und Emiliens Erstaunen wuchs zur Riesengröße, als sie sich auf einmal von allen ihren bisherigen Begleitern verlassen, blos in der Gesellschaft dieser zwei Weiber befand. Sie führten die Staunende durch einen langen düstern Gang, welchen sparsam einige Lampen erleuchteten, eröffneten ein kleines Gemach, und nöthigten sie einzutretten. Sie sprachen viel mit ihr, aber Emilie verstand kein Wort, und diese verwunderten sich eben so sehr, wenn Emilie ihnen deutsch antwortete. Sie liessen sie endlich allein, und Emiliens Angst und Schrecken mehrte sich um ein grosses, als sie die Möbeln ihres Zimmers näher zu untersuchen anfieng. In einer Ecke desselben stand ein Strohbette, worauf eine wollene schlechte Decke lag, nahe bei diesem ein kleiner Altar, und darauf ein Kruzifix nebst einigen andern Bildern. Ein kleiner hölzerner Tisch, und ein Stuhl waren die übrigen und einzigen Verzierungen dieses Zimmers.

Meine Leser werden sogleich einsehen, daß sich Emilie in einer Klosterzelle befand; dies konnte aber sie nicht vermuthen, da sie in der protestantischen Religion, und von Jugend auf in einer Einöde erzogen wurde, wo sie nie einen katholischen Geistlichen sah, nie einen Begriff von einem Kloster fassen konnte. Auch war es dazumal noch nicht Dichtermode, Mönchs- und Nonnengeschich-

ten zu romentisiren, und folglich konnte die Aermste auch aus dieser Art von Lectüre nicht mit dem Innern eines Klosters bekannt worden seyn. Ihr war es daher leicht zu verzeihen, wenn sie durch die schlechten Möbeln erschreckt, in einem Gefängniß zu seyn wähnte, und sich ganz der Wehmuth überließ. Sie lief ans Fenster, um ihrem bangem Herzen freye Luft zu schaffen, aber das dichte Gegitter, welches dieses umgab, schreckte sie zurück, und bestärkte sie noch mehr in ihrer fürchterlichen Muthmassung. Es war schon Mitternacht, sie selbst war äusserst müde von der langen, ungewöhnlichen Reise; aber kein Schlaf kam in ihr Auge. Sie bebte vor dem Bette zurück, auf welchem, ihrer schon glühenden Einbildungskraft nach, manches unschuldige Opfer den Todeskampf gerungen hatte, und als sie auf einmal den Schall einer dumpfen Glocke, bald darauf Lärm im ganzen Gebäude, und endlich kläglich beten hörte, da sah diese nemliche Einbildungskraft einen armen Sünder, von deren Ende ihr ihre Pflegmutter manches erzählt hatte, auf den Richtplaz führen, dachte sich in seine schreckliche Lage, und sank ohnmächtig zu Boden.

Früh fanden sie die Nonnen noch in diesem kläglichen Zustande. Eine brennende Fieberhitze, — die natürliche Folge so vieler Angst und Schreckens, — hatte sich ihres Körpers bemächtigt, und ihr den Gebrauch der Vernunft geraubt; sie phantasirte schrecklich, und hielt jede

Nonne,

Nonne, die sich ihr nahte, für einen Henkersknecht. Mit Mühe konnten die schwachen Geschöpfe sie aufs Bette bringen, und mußten sie, um solche darinne zu erhalten, darauf gürten. Hier lag nun die arme Verlaßne, und schmachtete langsam ihrem Ende entgegen. Alle Hülfe, welche die Nonnen anwandten, war vergebens. Der geistliche und körperliche Arzt, welche beide sogleich geruffen wurden, konnte nichts zu ihrer Linderung beitragen. Das schreckliche Fieber wüthete unaufhaltsam fort, und vermehrte ihre Phantasie.

Am zwanzigsten Tage ihres Leidens empfieng sie die General-Absolution, und die lezte Oehlung, ohne zu wissen, was man ihr reiche, und am Abende dieses Tages meldeten die Nonnen der Oberin, daß die kranke Fremde so eben verschieden sey.

---

## Sechster Abschnitt.

Jacobs, des deutschen Dorfwirths, Freunde und Mitglieder, die allzeit zum Morden rüstige Banditen, erfuhren nach seiner Abreise aus Italien immer stärkere und grössere Verfolgung. Die schlafende Gerechtigkeit war nun einmal geweckt, und verfolgte alle schrecklich. Nirgends mehr sicher, beschloß der größere Haufe Jacobs Beispiel zu folgen, das undankbare Vaterland auf einige Zeit zu verlassen, und indeß den deuschen Jacob in seiner Heimath zu besuchen. Vielleicht, sprachen sie unter sich, giebts dort auch etwas zu thun, und wenn der kalte Deutsche gleich ruhig zusieht, wenn ein anderer ihn zum Hahnrei macht, so kann es doch Fälle geben, in welchen man, wär' es auch auf der offnen Strasse, Beute machen, und bis der Sturm hier sich legt, ehrlich und redlich leben kann.

Jacob machte grosse Augen, als er einst in der Hauptstadt, zwei seiner vertrautesten Kameraden auf der Gasse begegnete, und durch diese erfuhr, daß noch zwanzig andere sich ebenfalls hier befänden. Ihre Freude, ihn so unverhoft zu treffen war groß, die seinige aber sehr gemäßigt, weil er sich wirklich fest vorgenommen hatte, nie

mehr zu morden, und sein gesammeltes Geld in Ruhe zu verzehren. Doch ward er in dieser Gesellschaft bald anders Sinnes, und beschloß, da hier mit Banditen-Geschäften nichts zu thun sey, sich in ihrer Gesellschaft auf Strassenraub zu verlegen. Er führte sie in einen Wald, durch welchen die Strasse nach Sachsen gieng, und ehe ein Tag verstrich, hatten die nach Raub begierigen Banditen schon drei Wagen beraubt, und eben so viel Menschen gemordet.

Diese ungewöhnliche Nachricht schreckte die ganze Gegend; alles sprach von Mördern, und rüstete sich wider sie! Als daher einer der Räuber sich in ein Dorf wagte, um Lebensmittel zu kaufen, ward er von den Bauern sogleich als verdächtig angehalten. Durch ihren treuen Jakob erfuhren jene, daß ihr Kammerad noch diesen Abend von dem Dorfrichter nach dem Amte zur förmlichen Inquisition geführt werden sollte; sie paßten also am Wege auf ihn, und befreyten, indem sie ihren Mitgenossen zu retten glaubten, den armen Wolfgang, der fest gebunden eben dazumal auch diese Strasse geführt wurde. Kein Wunder war es also, daß Wolfgang, da in dieser Nacht wieder so viele Mordthaten geschahen, sogleich als er das Dorf betrat, arretirt, und weil der Wirth des alten Kapitains, Wolfgangs Kleidung genau beschrieben hatte, für einen Mörder bekannt wurde.

Wolfgang war dazumal unwissend auf das Schloß der Gräfin M... geführt, weil das Dorf, in welchem man ihn anhielt, in ihrem Gerichtsbezirke lag, und, wie meine Leser sich noch erinnern werden, in einem Keller aus Mangel eines bessern Gefängnisses eingespert. In diesem Keller nun sollte, nach Aussage eines fremden, sich eben da aufhaltenden Jägers, ein grosser Schaz verborgen liegen. Der Verwalter der Gräfin M..., welcher, wenn er seiner Herrschaft aufwartete, oft aus ihrem Munde hörte, daß in hiesiger Gegend entsezlich viele und grosse Schätze verborgen lägen, vernahm durch einen Bauern die Rede des Jägers, und ließ ihn sogleich zu sich ruffen. Der Jäger behauptete nicht allein seine Aussage, sondern auch die Versicherung: daß dieser Schatz leicht zu heben sey, und er ihn aufzuheben gelobe, wenn der Verwalter ein neues Kleid, und einige Wäsche, für ihn sechs neue Thaler, und eben so viel neue Dukaten für den diesen Schatz bewachenden Geist, drauf wenden wolle. Der Verwalter gieng alles ein, versprach die Geschenke an Ort und Stelle mitzubringen, und der listige Jäger hofte beides, ohne den Schatz zu erheben, nicht allein zu erhaschen, sondern auch damit glücklich zu entwischen. Eben bereitete sich der einfältige Verwalter zur Hebung des Schatzes auf seinem Zimmer mit Beten und Singen, als Wolfgang gefänglich eingeliefert, und ohne des erstern Wissen in den Keller gespert wurde. Wie er

nun mit allem Nöthigen ausgerüstet an der sonst offnen Thüre erschien, so fand er sie wieder Vermuthen verspert, und da der auf seinem Raub begierige Jäger ihm versicherte, daß nur diese Nacht der Schatz ohne Gefahr gehoben werden könne, so beschlossen beide, durch das Luftloch des Kellers hinabzusteigen, welches sie aus dieser Absicht mit ihren Werkzeugen erweiterten. Der Jäger, welcher schon öfters Betrügereien dieser Art ausgeübt hatte, war, um mehr Eindruck bei dem dummen Verwalter zu verursachen, als Zauberer gekleidet, daher kam es, daß der im Keller eingesperte Wolfgang ihn für einen wirklichen Zauberer hielt. Eben so natürlich war es auch, daß beide durch seinen fürchterlichen Zuruf geschreckt, die Flucht ergriefen, alles im Stiche liessen, und Wolfgangen den Weg zeigten, auf welchem auch er ungehindert mit dem zurückgelaßnen Päckchen entfliehen konnte.

Der Dorfwirth, welchen Jacob mit seiner erdichteten Erzählung weidlich betrogen, und der durch seine Schwatzhaftigkeit den armen Wolfgang so viele Ehrenbezeugungen, aber auch mancherlei Unglück verursacht hatte, begegnete am andern Morgen den eben auf Raub wandernden Jacob. Er erzählte diesem, daß der junge Markis vor einigen Tagen wirklich in der Gestalt eines Mäusefallen- und Hechelkrämers angekommen sey, und bey ihm übernachtet hätte.

Jacob horchte bei dieser Nachricht hoch auf, und erfuhr durch weiteres Forschen, daß sein Gevatter ungeachtet seiner Zusage nicht reinen Mund gehalten, die Geschichte mehrern erzählt habe, und daß nun sowohl Herr von Tiefenthal, als auch die Gräfin M... sich eifrig bemühten, den vermeinten Marquis an sich zu ketten, um auf seine Belohnung Anspruch machen zu können. Er versprach seinem darüber eifersüchtigen Gevatter bei Gelegenheit den jungen Marquis von diesem eigennützigen Absichten zu unterrichten und eilte vorwärts. Uiber kurz oder lang, dachte er nun im Gehen, wirds entdeckt werden, daß der von mir prophezeite Marquis wirklich nur ein armer Hechelkrämer ist, und ich werde dann eben so natürlich in meiner Lüge stecken bleiben, mir vielleicht gar eine gerichtliche Untersuchung auf den Hals ziehen. Am besten ists also, daß ich der Entdeckung zuvorkomme, und den Verräther auf die Seite schaffe. Er berathschlagte darüber mit seinen Kameraden, und gieng mit einem von diesen aus, um den armen Tropf aufzusuchen. Eben giengen beide in dieser Absicht durch den Wald nach der Gräfin M... Schloße, als sie von ferne schon den armen Wolfgang mit Emilien, Hand in Hand, die Anhöhe herab kommen sahen. Sie erkannten in ihm sogleich ihr Opfer, schlichen näher, und stiessen ihn mit einigen Dolchstichen zu Boden. Der eben so unschuldigen Emilie schonten sie absichtlich, damit diese seinen Tod in der Gegend verbreiten, und

alle glauben machen solle, daß der Hechelkrämer wirklich eine vornehme Person gewesen seyn müsse, weil ihn verlarfte Männer ohne zu berauben, und indem sie ihn Marquis nannten, ermordet hätten.

---

## Siebenter Abschnitt.

Liebe kennt keinen Rang, kein Gesez; sie achtet keine Drohung, verspottet alle Gefahr, und überwindet alle Hindernisse, die sich felsenähnlich ihr entgegen stemmen. Diesen schon so oft bewiesenen Saz bestättigt die Geschichte der jungen Herzogin R..., die ich meinen Lesern zu erzählen eile. Ihr Vater war in Italien groß und reich, sie seine einzige Tochter und folglich Erbin seiner ansehnlichen Güter. Um ihre Hand buhlten die Söhne der vornehmsten Familien Wälschlandes; ihrer allgemein bekannten Schönheit brachten ganze Schaaren von Liebhaber Weihrauch und tiefe Verehrung zum Opfer dar. Die so hoch Geehrte blieb aber bei allen diesen Opfern unempfindlich, und liebte im Stillen, aber mit desto grösserer Zärtlichkeit, schon lange einen armen Marquis, der zwar jung und schön, aber äusserst dürftig, aus Mangel andrer Hülfe, als Stallmeister ihrem Vater schon seit einigen Jahren diente. Sie, die vorher nur äusserst selten spazieren ritt, fand jezt in Gesellschaft des Allgeliebten in dieser Bewegung ihr einziges Vergnügen. Oft, wenn sie an seiner Seite, einen einsamen Wald durchzog, und ihr schneller Galopp absichtlich das Dienerheer weit hinter sich gelassen hatte, ward ihr Blick kühner, ihre Miene beredter.

Der glückliche Stallmeister verstand sie endlich, und die jungen, unerfahrnen Kinder überliessen sich bald ganz der Leitung ihrer mächtigen Leidenschaft. Als sie bald darauf sich einigemal im Gebüsche verirrten, und nach Verlauf vieler Stunden, erst bei ihren Begleitern eintrafen, wurden diese aufmerksam, schöpften wahrscheinlichen Verdacht, und eilten solchen dem alten Herzoge zu entdecken. Dieser entließ sogleich, ohne seiner Tochter die Ursache zu sagen, den Stallmeister seiner Dienste, und hofte auf diese Art den ganzen Roman ohne Auffsehen geendigt zu haben. Aber die Vorsicht des guten Alten kam zu spät. Einen Monat früher hätte vielleicht die junge Herzogin ihren Geliebten vergessen können, aber jezt erinnerte sie sich täglich und stündlich seiner, weil sie ein Pfand seiner Liebe unter ihrem Herzen trug, das mächtig für seinen Urheber sprach, und ihre Liebe zu ihm, aber auch ihre Augst, ihren Kummer um ein grosses mehrte. Sie fand bald Gelegenheit ihren Geliebten schriftlich von leztern zu benachrichtigen, und dieser beschwor sie, sich der gränzenlosen Wuth ihrer Aeltern nicht auszusetzen; und mit ihm in die weite Welt zu fliehen. Die geängstigte Herzogin machte zu dieser Flucht die eilfertigsten Anstalten, und nahm, als sie solche glücklich ausführte, ihren ganzen Schmuck, und ihres Vaters gefüllte Schatulle mit sich.

Der alte Herzog war wüthend, als er die

Flucht seines einzigen Kindes erfuhr. Er schwor, all sein Vermögen aufzuopfern, wenn er nur sie wieder sehen, und Rache an dem Thäter nehmen könne. Er sandte nach allen Gegenden Kundschafter aus, versah sie mit grossen Summen, und beschwor sie, nicht ohne die Entflohnen rückzukehren. Alle kehrten nach und nach, ohne ihre Absicht erreicht zu haben, leer zurück; nur der Haushofmeister des Herzogs, war noch in der Verfolgung der Aermsten begriffen. Seine Briefe waren des wüthenden Vaters einziges Labsal, seine einzige Hofnung; denn dieser Mann schrieb immer, daß er den Fliehenden auf der Spur sey, und sie gewiß noch zu erhaschen hoffe. Dieser strenge, aber treue Diener seines Herrn, hatte in Italien bereits sich vier Männer, deren Fähigkeit er in diesem Fache aus Erfahrung kannte, zu seinen Begleitern erwählt, und mit Hülfe dieser vortreflichen Spurhunde entdeckte er immer den Aufenthalt der geängstigten Liebenden, die mehr als einmal deutlich merkten, daß sie verfolgt wurden, und daher stets noch früh genug ihre weitre Flucht begannen. Schon waren die armen Verlaßnen ganz Frankreich und die grössere Hälfte von Deutschland durchwandert, als sie endlich zu Leipzig ankamen, und hier, weil sie schon lange keine weitre Verfolgung erfahren hatten, auszuruhen beschlossen. Die Baronin von Z... aus Dresden logirte in dem nemlichen Gasthofe, in welchem der Marquis mit seiner Herzogin abstieg. Die reine, unschuldige Engelsmiene

der leztern interessirte die Baronin, sie suchte mit der Herzogin bekannt zu werden, und dieser wars Labsal im fremden Lande eine Freundin zu finden, die innigen Antheil an ihrem Schicksale zu nehmen schien.

Schon waren beide durch das Freundschaftsband enge vereinigt; schon wollte die junge Herzogin ihr alle ihr Geheimnisse öffnen, als der Marquis ganz verwirt ins Zimmer trat, und seiner Geliebten in kurzen Worten kund machte: daß eben diesen Augenblick hier in Leipzig der alte Haushofmeister ihres Vaters angekommen, und in einem nahen Gasthofe abgestiegen sey. Ich gieng, endigte der Erschrockne, eben vorüber, als er aus dem Wagen stieg. Ich erkannte ihn deutlich, und kann nicht dafür stehen, daß nicht auch er mich erkannt hat. Die Herzogin jammerte laut über diese Nachricht, und als die Baronin liebreich nach der Ursache ihres Kummers forschte, so entdeckten ihr die aufs neue Geängstigten alles, flehten um Rath, Hülfe und Schuz. Dieser soll ihnen, sagte die gerührte Baronin, durch mich werden. Sie müssen fliehen, aber so fliehen, daß ihre Verfolger sie nicht mehr entdecken können. Auf der weiten, volkreichen Hauptstrasse, von einer grossen Stadt zur andern, werden diese ihnen immer folgen, und sie nie Ruhe geniessen. Ich habe im Baireuthischen eine Freundin, die Gefühl hat, und die Macht der Liebe kennt. Zu ihr will ich sie senden; sie werden dort

wohl empfangen werden, und unter ihrem Schutze so lange sicher leben können, bis der Sturm sich lege, und der Zorn ihrer Aeltern ermattet.

Beide dankten innigst für diesen Rath, und reißten noch in der nemlichen Nacht ab. Die Baronin gab ihnen ihren Kammerdiener, und ein Empfehlungsschreiben an die Gräfin M... mit; denn dies war die Freundin, deren Schuz sie solche dringend empfahl. Der aller Abwege kundige Kammerdiener führte sie auf diesen glücklich über die Gränze. Schon glaubten sie aller Gefahr entronnen zu seyn, als sie, noch eine Stunde von dem Schloße der Gräfin entfernt, von sechs verlarvten Männern in einem Walde angehalten wurden. Es waren Jacobs berüchtigte Kameraden, die hier auf Raub lauerten, und ihn in diesem Wagen zu finden hoften. Diesmal betrog sie aber ihre Erwartung; denn, ob es ihnen gleich gelang, dem Marquis, welcher seine Geliebte zu schützen suchte, mit einigen Dolchstichen zu verwunden, so wurden sie doch bald durch seine gut bewafneten Bedienten am weitern Morde verhindert, und mußten selbst verwundet ihr Heil in der Flucht suchen.

Der Wagen eilte nun schnell vorwärts, weil sie diese Räuber für gedungene Mörder der erzürnten Aeltern hielten, und einen neuen, verstärkten Angriff befürchteten. Erst am Ende des Walds hielten sie stille, und bemühten sich das

Blut zu stillen, welches häufig aus des Marquis Wunden floß. Dieser war aber mehr für seine Geliebte, die ohnmächtig an seiner Seite lag, als für sein Leben besorgt. Achtet meiner nicht, sagte er immer, steht nur ihr bei! Rettet sie! denn ich fürchte nur allzusehr, daß der grosse Schrecken ihre nahe Niederkunft befördern, und alle weitre Flucht unmöglich machen wird. Der Kammerdiener war seiner Meinung, und rieth daher im nächsten Dorfe einen Wagen zu miethen. Indeß sie, sezte er hinzu, in die nächste Stadt zu einem Wundarzt eilen, will ich auf diesen die Herzogin nach dem Schloß der Gräfin bringen. Dort wird sie in den Armen einer Freundin Hülfe und Trost finden, und ich eile dann wieder zu ihnen, um ihnen beizustehen; um sie, wenn ihre Wunden es nicht hindern, auch unbemerkt dahin zu führen, und so alle weitre Verfolgung zu vereiteln.

Der Marquis fand diesen Plan vortreflich, und beschwor den Kammerdiener, ihn nur so geschwind als möglich auszuführen; denn seine Wunden schmerzten ihn sehr, und auch er fieng an, nach Hülfe zu lechzen. Eben wollten sie weiter fahren, als eine leichte Kutsche, in der ein gut gekleideter Landmann saß, welcher die Pferde selbst regierte, bei ihnen vorüber rollte. Der Kammerdiener rief ihm zu: ob er nicht gegen doppelte Bezahlung eine ohnmächtige und kranke Dame, welche durch einen räuberischen Angriff so

sehr sey erschreckt worden, nach der Gräfin M... Schloße führen wollte? Der Mann fand sich zu aller Freude sogleich willig und bereit, und alles jubelte, daß eine so glückliche Gelegenheit ihren Plan befördern solle. Die noch immer ohnmächtige Herzogin ward sogleich in den Wagen getragen. Eine kleine Reiseapotheke, welche die Form einer Schatulle hatte, war alles, was man in der Eile mitnahm. Der Kammerdiener sezte sich zu ihr, und der arme Marquis schied von seiner Geliebten, ohne ihr ein Lebewohl sagen zu können! Nur die Hofnung, sie bald wieder zu sehen! machte ihm diesen Abschied erträglich.

Herzlich leid ist mirs, daß ich im Voraus sogleich ihm und meinen Lesern die Hofnung rauben, die Herzen der leztern sogar mit neuer Angst füllen muß, weil eben dieser Mann, dem die Herzogin anvertraut wurde, der berüchtigte, und zum Morden allzeit fertige Jacob war. Er hatte am frühen Morgen den armen Wolfgang gemordet, und wollte jezt seine Kameraden im Walde besuchen, um zu hören, wie sie ihr Tagwerk vollendet hätten. Die Gelegenheit zur neuen, aller Wahrscheinlichkeit nicht unbeträchtlichen Beute war zu reizend für ihn, um sie ungenüzt vorbei zu lassen. Er führte die armen Betrognen absichtlich irre, hielte in einem abgelegnem Theile des Parks stille, und stieß, indem sich der Kammerdiener eben mit der auflebenden Herzogin beschäftigte, beiden den Dolch ins Herz. Seine

erste Beschäftigung nach dieser That war; den Gemordeten alle Habseligkeiten zu rauben, und dann ihre Körper für aller Entdeckung zu verbergen. Er trug zuerst den entleibten Kammerdiener, eine lange Strecke fort bis an einen Bach, dessen unergründliche Tiefe ihm bekannt war. Da ihn aber dieser Gang sehr ermüdete, und die Furcht entdeckt zu werden, ihn ängstigte, so warf er der Herzogin Körper in einen nahen Schacht, den er tief genug achtete, seine That vor allen Menschen zu verbergen. Nun eilte er schnell nach dem Walde zu seinen übrigen Kameraden, denen er von seiuer Beute Nachricht gab, sie aber zugleich warnte, damit nicht der noch lebende Herr die Gerichte gegen sie auffordern, und in ihrer Höle sie überfallen könne. Er selbst führte die Verwundeten über die Grenze, und daher kam's, daß die Jäger und Bauern, welche am andern Tage darauf den Wald durchsuchten, keine Spur von Räubern darinne fanden.

Der verwundete Markis, welcher im nahen Städtchen keinen Wundarzt fand, seine Entkräftung immer zunehmen, seine Wunden tödtlicher werden sah, sandte von da aus den Notarius mit allen entbehrlichen Kostbarkeiten an die Gräfin M... ab, bei welcher er seine Geliebte in Sicherheit glaubte. Auch die Herzogin hieß Emilie, und daher entstand der meinen Lesern schon bekannte Irrthum. Ihr selbst konnte er aus Schwachheit nicht schreiben, und wollte sie nur,

wenn er sterben sollte, vor künftigem Mangel schüzzen. Er fuhr sogleich weiter, nahm den Weg nach einem kleinen sächsischen Städchen, wo nach des Wirths Aussage geschickte Wundärzte wohnten, und starb zu sehr entkräftet beim ersten Verbande. Vorher theilte er sein übriges Geld unter seine Bedienten, und befahl ihnen, sich sogleich nach seinem Tode zu entfernen, um nicht etwan der Rache des nachforschenden Herzogs ausgesezt zu werden. Einem davon vertraute er seinen kostbaren Ring und einen Brief an die Gräfin, in welchem er ihr seinen Tod berichtete, sie Emiliens Mutter zu seyn beschwor, und aufs dringendste bat, ihr bei jezigen Umständen seinen Tod nicht zu entdecken. Der ungetreue Bediente fand es aber für besser, den Brief nicht zu übergeben, und den Ring für sich zu behalten. Er reißte nach Leipzig, um dort seine Beute zu verkaufen, und dann heimzukehren in sein Vaterland. Eben gieng er aus ersterer Absicht auf der Gassen dieser Stad umher, als ihm die Gesellschafter des herzoglichen Haushofmeisters begegneten, die ihn sogleich für einen Italiener erkannten; sie machten schnelle Bekanntschaft mit ihm, und erfuhren bei einem Glase Wein seines unglücklichen Herrn ganze Geschichte. Auch erzehlte er ihnen, daß die junge Herzogin, wie er nicht anders vermuthen konnte, sich bei der Gräfin M... befinde, und dort noch immer auf die Ankunft ihres Markis harre. Froh über diese Entdeckung, führten sie den Verräther sogleich vors Bette ihres kran-

ken Chefs, den die ungewohnten Strapazen der langwierigen Reise so entkräftet hatten, daß er es seit vielen Tagen hüten muste. Seine Krankheit hatte seine übrigen Kameraden an aller Nachforschung nach den armen Flüchtlingen verhindert, und schon glaubte er ihre Spur auf immer verlohren zu haben, als er auf einmal durch so sichere Nachrichten wieder erfreut wurde. Er versprach dem treulosen Bedienten tausend Zechinen, wenn er die Herzogin durch List in ihre Hände liefern wollte, und dieser fand sich sogleich willig, dies Geld zu verdienen. Noch in der nemlichen Nacht wurde der ganze Entführungsplan entworfen. Da der kranke Haushofmeister das Ende seiner Krankheit nicht so bald erwarten konnte, und doch die Zeit nützen wollte, vertraute er die Ausführung dieses Planes einem seiner Kameraden, der einst Hauptmann der Sbirren zu Mantua war, und Unternehmungen dieser Art geschickt auszuführen wußte. Dieser wählte sich noch dreie aus den übrigen Begleitern, deren Muth er in ähnlichen Fällen schon geprüft hatte, die aber alle, eben so wie er, die junge Herzogin nicht persönlich kannten, und sie, da sie stets zu Mantua wohnten, nie gesehen hatten. Der Haushofmeister, versprach, so bald er gesund seyn würde, ihnen nachzufolgen, und wenn er sie auf der Reise nicht mehr einhohlen sollte, so befahl er ihnen, die Gefangne in das Kloster della redemptione zu führen, an dessen Aebtißin er ihnen einen Brief mitgab. Auch versah er sie

mit Briefen an den Herzog und mit Reisegeld in Menge.

Einer von ihnen reißte voraus, um auf der dem Schloße der Gräfin nächstgelegnen Poststation Pferde zu bestellen; bis dahin aber bedienten sie sich erkaufter Pferde, und der treulose Bediente, der überdies noch deutsch sprach, war ihr Kutscher. Der für alles sorgende Haushofmeister befahl ihnen überdies, in allen protestantischen Ländern die gröste Vorsicht anzuwenden, weil seiner Meinung nach die junge Herzogin welche die deutsche Sprache vollkommen redete, sogleich frei und geschüzt seyn würde, wenn sie um Hülfe riefe, und diesen Glauben anzunehmen sich erböte; er versah sie daher mit männlichen und weiblichen Kleidungen, und trug ihnen auf, die Herzogin als Mann zu verkleiden. Dem Verräther ward, wenn er seinen Auftrag gut ausführe, die Auszahlung der tausend Zechinen auf der ersten Poststation zugesichert; von wo aus, er sogleich wieder mit den Pferden nach Leipzig zurück reiten, und dem da harrenden Kranken die glückliche Ausführung hinterbringen sollte. Schon am dritten Tage reißten sie ab, und langten in der Abenddämmerung des fünften unfern der Gräfin Schloße an. Nach dem bereits entworfnen Plane sollte der Verräther sich in daßelbige schleichen, u. der Herzogin ins geheim sagen: daß der Markis, welcher bereits sich sehr bessere, ihr abschicke, sie für der Gräfin zu warnen, welche sichern Beweisen nach mit den Ausspähern ihres Vaters

verstanden sei, und sie ihnen nächstens überliefern werde. Er beschwöre sie daher, seinem Abgesandten heimlich zu folgen, und in seine offne Arme zu eilen, mit welchem er sie unweit dem Schloße in seinem Wagen erwarte.

In diese Falle, hoft jeder, würde die Unerfahrne sicher gehen, weil überdies noch der ungetreue Bediente stets des Markis Vertrauter, und wegen seiner deutschen Sprachkunde beiden schäzbar war. Er schlich sich eben aus dieser Absicht die Schloßallee hinab, als Emilie solche herauf gieng, und ihren Wolfgang beweinte. Der Schatten der Bäume, das blaße und folglich noch mehr trügende Mondslicht führte den Verräther irre. Er glaubte ganz gewiß in ihr die junge Herzogin zu erblicken, und eilte seinen harrenden Kameraden von diesem glücklichen Umstande Nachricht zu geben. Diese eilten erfreut herbei, und ergriefen Emilien, als sie sich eben auf einer Rasenbank sezzen wollte. Alle kannten wie ich schon oben erwähnt, die Herzogin nicht; ihnen war es also gar nicht zu verdenken, daß sie den Irrthum nicht einsahen, und ganz gewiß die Herzogin, der Emilie überdies noch etwas ähnlich sah, erhascht zu haben glaubten. Der einzige Bediente, welcher sie kannte, war, als er ihnen die Nachricht brachte, bei den Pferden zurückgeblieben, und fuhr, weil er das Amt eines Kutschers verwaltete, ohne den Irrthum zu muthmassen, rasch fort, als man die Leute in den Wa-

gen hob. Erst im Walde, als Emilie umgekleidet wurde, erkannte der Unglückliche seinen Irrthum. Mehr als einmal wollte er ihn auch seinen Kameraden entdecken; da er aber überlegte, daß er dadurch seine versprochene Belohnung verlieren, und, wenn man die Unschuldige frei ließe, solche nie erhalten würde, so beschloß er weislich zu schweigen, und den übrigen diesen Irrthum nicht zu enthüllen. Sei die Unbekannte auch wer sie will, dachte er, sie wird am Ende doch erkannt, und ihr die ausgestandne Angst noch gut bezahlt werden. Mit Zittern forderte er also, da sie auf der bestimmten Poststation glücklich angelangt waren, seine Belohnung, und als er diese erhalten hatte, so gelobte er zwar dem kranken Haushofmeister Nachricht von allen zu bringen, ließ aber die Pferde im nächsten Walde laufen, und nahm seinen Weg nach Tirol, um von da unbemerkt in sein Vaterland rückzukehren. Seine Abreise machte es Emilien unmöglich, den Irrthum aufzuklären; denn keiner ihrer Begleider verstand ein Wort deutsch, und sie eben so wenig italienisch.

Dieses gewiß bedenklichen Umstands ungeachtet kam es dem alten, sonst so klugen Kapitain doch nie in Sinn, daß hier ein Irrthum obwalthen könne. Er glaubte fest überzeugt zu seyn, daß die Herzogin sich nur verstelle, und weil sie sich von lauter unbekannten umgeben sah, diese absichtlich durch gänzliche Verläugnung ihrer Muttersprache irre zu führen, bemüht sei. Emiliens

Auge, ihr Haar, ihre Größe, ihr ganzes Gesicht glich so ganz der Beschreibung, welche er so oft gelesen und studirt hatte, daß die Uiberzeugung davon jeden Zweifel, der ihm aufstieg, unterdrückte; und als er endlich ein diamantnes Kreuz an ihrem Halse erblikte, welches Emilie aus dem überschickten Schmucke des Markis zu seinem immerwährenden Andenken zu tragen beschlossen hatte, so zweifelte er schon gar nicht mehr, weil eben dieses Kreuz in der Beschreibung der Herzogin als ein deutliches Kentzeichen angegeben war. Ihre undurchdringliche Verstellung machte sie daher in seinen Augen noch strafbarer, und er bemühte sich oft stundenlang vergebens, ihr dieses begreiflich zu machen.

Des alten Herzogs Freude war groß, als er durch den Kapitain seiner Tochter Ankunft im Kloster erfuhr. Sie mit eigner Hand zu morden, hatte er zwar Anfangs fest beschlossen; aber die Zeit, und die so lang entbehrte Gegenwart des einzigen und geliebten Kindes hatten diesen fürchterlichen Entschluß sehr gemildert. Eben überlegte er: Ob er ihr nicht wieder verzeihen solle? als von der Oberin des Klosters ein Bote mit der Nachricht ankam, daß sein einziges Kind gefährlich krank sei, und sehr wahrscheinlich bald vollenden werde. Diese Nachricht erschütterte ihn vollends; er hörte der trostlosen Mutter klägliches Geschrei; beschloß sogleich mit ihr sein krankes Kind zu besuchen, und wenn Vergebung von sei-

ner Seite sie retten könne, diese ihr vollkommen zu gewähren.

Kurz nachher, als die Nonnen Emiliens Ende der Oberin berichtet hatten, langten auch die nach einer Umarmung ihres Kindes lechzenden Aeltern im Kloster an. Die Oberin empfing die hohen Gäste mit einem traurigen Gesichte, und verkündigte ihnen den Tod ihres Kindes. Der Herzog blieb starr stehen. Nach langen, tiefen Stillschweigen rief er endlich aus: Es ist hart, sehr hart, sein einziges Kind so lange entbehrt zu haben, und es endlich todt wieder zu finden! — Er wankte auf einem Stuhl, und blieb tief fühlend und empfindend ohne weitere Klagen still sizen. Die alte Herzogin war indeß unter schrecklichen Weinen und Klagen in die Zelle zum Todtenbette ihrer Tochter geeilt. Kann ich, schrie sie, mein Kind nicht mehr lebend an meine Brust drücken, so soll mich doch nichts abhalten, ihren Leichnam zu küssen, und mit ihr zu sterben! — Sie warf sich trostlos auf Emilien, küßte ihr bleiches Gesicht, und schauderte zurück, als diese sich mit einem tiefen Seufzer aufrichtete, und die unbekannte Herzogin anstarrte. Ich bin nicht im Stande die Empfindung der leztern zu beschreiben. Unaussprechliche Freude bemächtigte sich einige Augenblicke ihres Herzens, als sie ihr todt geglaubtes Kind wieder lebend erblickte. Schrecken und Staunen verdrängten aber auf einmal all diese Freude, und schmolzen in Wehmuth über, als sie anstatt dieses ihres Kindes eine ganz un-

bekannte Person vor sich sah. Die Nonnen standen stillschweigend da, und wusten sich das Erstaunen beider nicht zu erklären. Es brauchte viele Mühe und lange Zeit nur irgend einen schwachen Schimmer der Aufklärung in dieser dicken Finsternis zu erblicken.

Emilie sank bald kraftlos auf ihr Lager zurück. Sie fühlte sich leichter und besser, aber auch äusserst schwach. Ihr todtenähnlicher Schlaf war die Krisis gewesen, in welcher sich das heftige Fieber gebrochen, und aus welchen sie die wüthende Herzogin beinahe zu früh geweckt hätte, wenn sie nicht aufs neue sogleich darein versunken wäre. Schon schlief sie wieder sanft, als erst die Herzogin Athem gewan, um bei den Umstehenden nach Erklärung zu forschen. Aus dieser Erzählung sah sie nun deutlich ein, daß hier ein schrecklicher Irrthum vorhanden sei; daß die Begleiter Emiliens entweder wären betrogen worden, oder um des Gewinns Willen absichtlich betrogen hätten.

Da die Herzogin durch Emilien die beste und einzige Erklärung zu erhalten hofte, so empfahl sie solche der äußersten Sorgfalt der Nonnen, und eilte zurück zum Herzog, um ihm den Irthum zu erzählen, und sein Herz mit neuer Hofnung zu erfüllen. Dieser sandte sogleich nach Emiliens Begleitern einen Eilboten, und blieb indeß im Kloster, um die Besserung der Kranken

abzuwarten. Als er von den Nonnen hörte, daß die Fremde blos deutsch spräche, so vermehrte sich sein Verlangen, mit ihr zu reden, weil er, dieser Sprache mächtig, durch sie einige Aufklärung und vielleicht Nachrichten von seiner Tochter zu erhalten hofte, Am vierten Tag befand sich Emilie schon um vieles besser, und war vermögend zu sprechen! Da nach der strengen Ordensregel kein Mann, Doktor und Beichtvater ausgenommen, die Zellen der Nonnen besuchen durfte, so ward an diesem Tage die kranke Emilie nach einem auswärts gelegnen Zim̃er gebracht, in welchem sie der Herzog schon erwartete. Ihr war es Labsal, welches mehr als alle Medizin wirkte, als sie auf einmal und so unverhoft in ihrer Muttersprache angeredet wurde. Sie weinte für Freude, und beantwortete jede Frage des Herzogs. Dieser erfuhr nun bald den ganzen Irthum; aber sein Herz wurde auch aufs neue betrübt, als Emilie seine Tochter gar nicht einmal zu kennen, sie nie gesehen zu haben, versicherte. Um den alten Aeltern noch mehr Kummer zu verursachen, langte an diesem Tage der Kapitain, welcher Emilien bis ins Kloster begleitet hatte, auch daselbst an. Er hörte mit wahrem Erstaunen den Irthum; gestand daß er anfangs beinahe gezweifelt habe, aber durch das brillante Kreuz, welches Emilie an der Brust trage, und welches der Beschreibung nach zu der Herzogin Schmuck gehöre, von allen Zweifel sei befreit worden; folglich die Weigerung, die italienische Sprache

zu reden, für eine bloße List und Verstellung gehalten, die er, um das väterliche Herz nicht noch mehr zu erzürnen, absichtlich verschwiegen habe.

Alle waren nun begierig dieses Kreuz zu betrachten, und als die Herzogin es sogleich für das ihrige erkannte, so drang der Herzog hastig in Emilien, ihm zu sagen: Woher sie dies Kreuz, und von wem sie es erhalten habe? Die unschuldige Emilie erzählte nun alles, was sie wuste, oder vielmehr zu wissen glaubte. Sie versicherte die erstaunenden Alten, daß sie dies Kreuz, nebst vielem andern Schmuck und Gelde von ihrem Geliebten, welcher Markis Lanego hies, erhalten habe. Er sei, sagte sie, einige Zeit als ein Mäusefallen und Hechelkrämer in ihrer Gegend herumgegangen, und habe die Schätze, welche auf dem Fichtelberg verborgen liegen, gesamlet. Eben an dem Tage, an welchem er ihr seine Liebe gestanden hätte, sei er in ihrer Gegenwart von Räubern tödtlich verwundet worden; bald darauf aber hätte er Wagen, Pferde und Bediente gehabt, sei so verwundet einige Tage herumgefahren, und habe ihr endlich den Schmuck und das Geld als ein Andenken übersendet.

Anfangs hielte der alte Herzog diese Erzählung für die Wirkung ihres Fiebers; als sie aber solche stets und auf die nemliche Art wiederholte, so wuste er nicht, was er glauben und denken sollte. Der mit seiner Tochter entflohne Stallmeister hies Lanego; er konnte also nichts anders

vermuthen, als daß dieser, in seinen Augen ohnehin große Bösewicht, seine Tochter schändlich verlassen, und ihr Vermögen mit andern Mädchen verschwelgt habe. Schon war er beinahe entschlossen, selbst nach Deutschland zu reisen, um sein Kind, das vielleicht im bittersten Elend schmachte, aufzusuchen, als er zur Beförderung dieser Absicht, sich alles noch einmal von der bereits gefunden Emilie erzählen ließ, und sie recht umständlich zu seyn bat. Sie erzählte also die ganze Geschichte vom Anfange, und da sie jezt mit dem Herzoge schon besser bekannt war, da sie wußte, daß dieser eine Tochter suche, welche der Markis sollte entführt haben, so fiel es ihr auf einmal aufs Herz: Ob diese Tochter nicht etwan das Frauenzimmer gewesen sei, welches man noch lebend aus dem Schachte gezogen habe? Der Herzog forschte nach jedem Umstande, und wurde nach und nach ganz überzeugt, daß die Gemorderte sein Kind war. In diesem Labirinthe nun sichern Ausgang zu finden, und gewiß zu seyn: Ob er seine Tochter als lebend suchen oder als todt beweinen müsse? ward sein Entschluß fest, nach Deutschland zu reisen.

Er verbarg der armen Mutter die eigentliche Ursache, welche ihn zu diesem Entschlusse bewog, und schmeichelte ihr mit der Hofnung: daß er vielleicht noch die Freude geniesen werde, ihr die geliebte Tochter lebend in die Arme zu führen. In dieser Absicht nur ließ die hoffende Mutter ihn ruhig reisen, und am dritten Tage saß er

schon mit Emilien, und dem alten Kapitaine im Wagen. Emiliens Freude war ohne Grenzen, als sie hörte, daß sie ihre Mutter bald wiedersehen, und mit ihm in ihr geliebtes Vaterland zurückkehren würde. Diese Freude machte sie sehr gesprächich; ihr naives Wesen, weckte oft den alten Herzog aus seinem Tiefsin! Ihr schuld- und argloses Herz, das keine Verstellung kannte, besiegte bald jeden Verdacht, den der Herzog im verborgnen gegen sie hegte; er glaubte wörtlich ihrer Erzählung, und verargte es keines Wegs dem unschuldigen Kinde, das seiner Meinung nach eben so schuldlos wie seine Tochter, durch die Ränke des Markis verführt wurde.

Emilie gewan daher auf der langen Reise des Alten Herz immer mehr, und er schwor in Geheim mehr als einmal, daß sie ihm, fände er sein Kind tod, und Emilien wirklich ganz schuldlos, die Stelle der Verlohrnen ersezen, und sein Kind, seine Erbin werden sollte. Nach vier Wochen langten sie endlich in Emiliens Wohnorte an. Ihre Freude war groß, wie sie den Thurm des Schloßes vom weiten erblickte, das kleine Häuschen am Walde liegen sah. Ihre natürlichen, rührenden Ausdrücke preßten dem Herzog Thränen aus; Sie vollendete ihren Sieg über sein Herz ganz, als sie bekümmert ihm diese Thränen abtrocknete, und ihn wiederholt versicherte, daß sie ihn warten und pflegen, ihm die lange Zeit vertreiben wolle, wenn er sein Kind nicht

wieder fände. Als sie in dem Schloßhofe ankamen, und die herbeigeilenden Domestiken Emilien erblickten, brach alles in ein lautes Jubelgeschrei aus. Alle ranten ins Schloß, und bald erschallten in diesem Stimmen aller Gattung, die vereint riefen: Emilie ist wieder da! Emilie ist wieder da! Die Gräfin M..., die zärtliche Mutter Emiliens, rieß ungestüm das Fenster auf, und sank, als sie ihr todgeglaubtes Kind wirklich erblikte, ohnmächtig zurück. Ohne Leben fand sie die herbeigeilte Emilie, aber bald erweckten ihre Thränen, ihre Küße die ohnmächtige. Sie koñte nicht sprechen, nur fühlen, und schloß ihr Kind fest in die mütterlichen Armen, die diese Wollust, so lange entbehrt hatten.

Sprachlos stand der alte Herzog da, und sah dieser Szene mit Thränen im Auge zu; er fühlte die Wonne ein todgeglaubtes, lang entbehrtes Kind wieder in seine Arme schliesen zu können, sehr tief, und wünschte mit gröster Sehnsucht, sie auch geniesen zu können. Emiliens Pflegmutter war unter dieser Zeit für Kummer gestorben, und als Emilie der Sprache mächtig, nach ihr fragte, und auch mit dieser ihrer Freude theilen wollte, so war das mütterliche Herz der Gräfin seiner nicht mehr mächtig. Es besorgte in diesem Augenblicke, daß Emilie vielleich diese doch für ihre ächte Mutter halten könne; es war neidisch auf jede Liebkosung, die eine andre von ihren geliebten Kinde genießen sollte. Deine Pflegmut-

ter ist tod, sagte die Gräfin, aber Gott hat dir noch in mir deine wahre Mutter erhalten. Du bist mein Kind, du hast unter meinem Herzen gelegen. alle Welt soll es wissen, daß du mein Kind bist, und alle sollen dich als dieses ehren!

Die Verwunderung aller anwesenden Domestiken war groß, aber die Gräfin fuhr in ihrem Gespräche fort, und stellte Emilien allen, als ihr einziges Kind, als ihre Erbin vor. Sie sah sie hörte nur ihr Kind, war nur mit diesem beschäftigt und achtete des Herzogs nicht, der solch eine Szene zu stören keine Lust hatte. Nach langer Zeit ward sie ihn erst gewahr, und Emilie führte ihn der Gräfin als ihren Erretter, ihren Vater auf. Ich bin glücklich, sagte der gerührte Herzog, daß ich ihnen ein verlohrnes Kind wieder in die Arme führen kann; aber ich bin dabei auch sehr eigennützig, ich fordere von ihnen ein gleiches; Genüßen sie immer noch länger der Wonne, es wäre grausam, sie jezt schon darinñe zu stören; aber wenn sie solche in Fülle genossen haben, so erbarmen sie sich eines armen gekränkten Vaters, der schon ein volles Jahr sein verlohrnes Kind sucht, und durch Sie Nachricht von seinem Leben oder Tod zu erfahren hoft. Ist meine Tochter wirklich todt; ist sie die Unbekannte, der sie so grosmüthig ein anständiges Begräbnis verstatteten, so wünsche ich es heute noch nicht zu erfahren, so will ich in der Ungewisheit meines Schicksals mich an ihrer Wonne sättigen, und

mir vorstellen, daß sie mir auch noch werden kañ. Ist aber Hofnung für mich vorhanden, lebt meine Tochter wirklich noch, so entziehen sie mir den seligen Augenblick, sie wieder an mein verwaißtes Herz drücken zu können, nicht länger. — — Ich sehs, ich fühls, es liegt Widerspruch in meiner Bitte, aber ich kann mein Herz nicht mehr bändigen; es fordert mit Ungestüm seinen Liebling.

Die Gräfin war jezt im Stande andrer Unglück und Elend zu fühlen; der alte Vater rührte überdies ihr Herz um so mehr, da sie selbst dies schreckliche, bange Sehnen nach einem verlohrnen Kinde in ganzer Fülle empfunden hatte. Sie forschte sogleich weiter, lies sich alles erzählen, und befand sich bald in der traurigen Nothwendigkeit ihm jede Hofnung zu rauben. Armer Vater, sprach sie, nur zu gewiß ist ihre Tochter tod! und nur zu einleuchtend wahr ist es, daß ich die lezte, traurige Pflicht an ihr erfüllt, und sie begraben habe. — Der Herzog knirschte mit den Zähnen, und murmelte einige unverständliche Worte. O Madam, rief er endlich aus, das nagt! das quält! das foltert ärger wie glühendes Eisen, brent stärker wie Pech und Schwefel! Kinderlos im hohen Alter, und nicht einmal die Wonne, das einzige, noch wünschenswerthe Vergnügen fühlen zu können, dem Urheber meines Jammers, meines namlosen Elends zu vergelten, was er an mir, an meinem armen Weibe, an meinem einzigen Kinde so schrecklich verbrochen

hat! Mutter eines Kindes, erbarme dich meiner! Wenn er noch auf dieser Erden walt, und du weist es, und verbirgst ihn mir, so treffe dich mit der Fluch, der in meinem blutenden Herzen sich gegen ihm jezt entwickelt; den meine Zunge nicht auszusprechen vermögend ist; den nur der Allmächtige Gott begreifen und verstehen kann!

Gräfin. Ihr Schmerz ist gerecht, aber die ausgesuchteste Rache — wenn sie möglich wäre — würde ihn nicht stillen. Der Markis ist tod, ist eben so wie ihre Tochter von Ruchlosen Räubern ermordert worden. Er war schuldlos gegen diese. Er hat den Vater schwer und schrecklich beleidigt, aber die Tochter aufs zärtlichste, aufs innigste bis in seinen Tod geliebt, und sich nur in der Hofnung, sie zu retten, von ihm getrennt.

Herzog. Heuchlerin! Lügnerin! —— Doch nein! verzeihen sie es meinem grenzenlosen Schmerze, wenn ich ohne Zwang und Bescheidenheit jedes Ding beim rechten Namen nenne. Sie wußten, und wähnten vielleicht nicht, daß ihre Tochter mir bereits alles entdekt hat; wie der schändliche Bube auch ihr Liebe heuchelte; wie er den Schmuck, das Geld, welches die Tochter ihm zu Liebe dem Vater stahl, zum Geschenk ihr schickte, und wahrscheinlich — — o nicht wahrscheinlich, ganz gewiß mein Kind mordete, um das ihrige desto gewisser verführen zu können. O Madam, wenn sie, der er gleiches

Unglück bereiten wollte, ihn noch entschuldigen können, dann habe ich mit ihnen nichts mehr zu reden! Dann — — Leben sie wohl! Ich will fort, fort! zu meiner Alten, und mit ihr weinen und klagen! Ein Geschöpf, das so denkt, kann nicht mit mir Empfinden!

Gräfin. Bleiben sie, lieber, guter Alter, bleiben sie bei mir! Sie werden schwerlich ein Herz finden, das stärkern Antheil an ihrem Schmerze nehmen kañ! Ich verzeihe diesem jeden beleidigenden Ausdruck und fühl' es, daß ich in ihrer Lage noch weit stärker wüthen würde. Kanns ihnen Trost gewähren, wenn ich ihnen den Irrthum, welchen auch ich hatte, benehme; wenn ich ihnen klar und deutlich beweise: daß der Markis am Tode ihrer Tochter ganz unschuldig ist; daß er mein Kind nie, ihre Tochter aber bis ans Ende seines Lebens geliebt hat; so will ich ihnen alles getreu und redlich erzählen!

Herzog. Ob mirs Trost gewähren kann? Ob — — und sie fragen noch? O dann habe ich wenigstens noch die Hofnung, daß mein Kind nicht an der Gerechtigkeit Gottes verzweifelnd starb; daß ich sie jentseits wieder finden werde. Beweisen sie! Beweisen sie mirs, und ich will ihnen dafür herzlich danken.

Die Gräfin erzählte nun dem altn Herzoge die ganze unglückliche Geschichte der armen Liebenden, so wie ich sie bereits meinen Lesern erzählt

zählt habe. Sie hatten solche umständlich von der Baronin Z... erfahren, die in der Meinung diese bei ihr in Sicherheit zu finden, sie kurz darauf besuchte. Die Baronin ließ den Sarg der ermordet Gefundnen öffnen, und erkannte sogleich in ihr die junge Herzogin. Durch der Baronin Erzählung, und durch ihre Versicherung, daß die Herzogin auch Emilie und ihr Geliebter Lanego geheissen habe, ward es ihr klar, daß der durch den Notarius übersandte Schmuck nicht ihrer Tochter, sondern der verstorbnen Herzogin bestimmt gewesen sey, und daß der verwundete Markis, welcher solchen geschickt hatte, nicht der ebenfalls von Räubern gemordete Savojarde war. Vieles blieb aber ihr und ihrer Freundin freilich noch ein Räthsel, und beide konnten nichts anders muthmassen, als daß die ausgeschickten Spione des erzürnten Vaters die armen Liebenden gemordet hätten. Sie verwünschten oft diese unnatürliche Rache; aber eine Woche darauf wurde der Gräfin auch dieses Räthsel ganz aufgelößt.

Die verwundeten Banditten, welche bei eben dem Wundarzte, der dem verstorbenen Markis verbunden hatte, Hülfe suchten, wurden diesem verdächtig, und auf seine Anzeige von dem Gerichte arretirt. Sie bekannten alles, und bald darauf führte man auch den berüchtigten Jacob, als er er eben entfliehen wollte, ins Gefängniß. Er war der Gräfin Unterthan, und kam folglich unter die Hände ihres Gerichtsverwesers, der

nach damaliger Sitte bei dem alles läugnenden Bösewicht sich sogleich der Folter bediente, und so sein Geständniß bald erzwang. Er bekannte alles, und unter andern auch, daß er seinen Gevatter und dieser wieder den Herrn von Tiefenthal und die Gräfin M... geäffet, und ihnen die fabelhafte Erwerbung seines Vermögens erzählt habe; auch daß diese, seinen Worten trauend, einen armen Savojarden, für einen Markis gehalten, und er endlich zu seiner Sicherheit den unschuldigen Wicht ermordet habe. Diese Erzählung und das Geständniß seiner übrigen Mordthaten sezte nun die Gräfin in Stand, dem alten Herzoge die Unschuld des Markis, und den Irthum Emiliens deutlich zu beweisen. Auch wirkte diese Erzählung tief auf das Herz des Alten; die brennende Begierde nach Rache wurde dadurch ausgelöscht, wehmüthige Empfindungen nahmen ihre Stelle ein.

Er sah jezt die armen Liebenden von einem Orte zum andern fliehen; der Gedanke, das Fremde sich ihrer erbarmt; sie für seinem Zorne zu schützen gelobt hatten, preßte sein Herz. Er weinte, und obgleich die meisten Thränen seiner Tochter zu Ehren flossen, so weihte sein Herz doch auch einige dem armen Markis, den er jezt gerne zum Schwiegersohn angenommen hätte. Er bat die Gräfin um Vergebung seiner beleidigenden Ausdrücke, und dankte ihr herzlich für die Beerdigung seiner Tochter. Morgen, sagte er, will ich ihre traurigen Uiberreste besuchen, und mich

satt an ihrem Sarge weinen; ich will ihn mit mir nehmen, und wenn meine Alte mich fragt: ob ich ihr Kind nicht mitbringe, ihr diesen Sarg zum Andenken geben. Der Anblick wird sie freilich tödten! aber zu was sind kinderlose Aeltern auf der Welt nütze? Sie gleichen dem abgedorrten Baume, den man schnell ins Feuer werfen muß, wenn er nicht ganz vermodern soll. So klagte der Alte fort, und die Gräfin mühte sich vergebens, ihn zu trösten.

Der Trost Emiliens, die seinem Herzen schon theuer war, und nun, ganz unschuldig, noch theuerer wurde, war von besserer Wirkung. Sey du, rief er entzückt aus, als sie weinend um seinen Hals fiel, sey du meine zweite Emilie! Das Schicksal hat dich nicht umsonst in meine Arme geführt. Ich fühle, deine Umarmungen können mich allein noch trösten. Er wurde nun heiterer, weinte noch oft, aber er sah es gerne, wenn Emilie diese Thränen abtrocknete, und ihn Vater nannte. Die Gräfin wünschte auch herzlich gerne zu erfahren, wie ihre Tochter zu ihm, und bis nach Italien gekommen sey; er erzählte ihr alles, und sie bereute jezt erst, daß sie solche nie in einiger Entfernung gesucht, und vielleicht auf diese Art eher ihren Aufenthalt, wenigstens die Spur ihres Weges und Hofnung zu ihrem Leben ausgeforscht hätte; denn sie glaubte überzeugt zu seyn, daß sie ebenfalls von den Räubern sey ermordet worden, und hatte daher in ihrer Verzweiflung

oft ihren Gerichtsverweser aufs dringendste gebeten, alles anzuwenden, um nur von den arretirten Räubern den Ort zu erforschen, wohin sie solche verborgen hätten, um wenigstens ihr geliebtes Kind ehrlich begraben zu können. So sehr sich aber auch der Gerichtsverweser mühte, dies Geständniß von den Räubern zu erzwingen, so war doch ganz natürlich alle seine Bemühung vergebens, und die Gräfin dadurch des einzigen Vergnügens beraubt, ihres Kindes Grab zu besuchen. Es lebend wieder in ihre Arme schliessen zu können, schien ihr eine Unmöglichkeit; um so grösser war also diese Freude, da sie ihr so unverhoft gewährt wurde.

Ehe sie noch weiter sprachen, fiel es der Gräfin auf einmal aufs Herz, daß sie die Schuldnerin des Herzogs sey; der mit Recht den verkauften Schmuck und das baare Geld, welches sie von dem Markis erhalten hatte, als Erbe seiner Tochter fordern konnte. Ich will, sagte sie zu ihm, wieder erstatten, was ich widerrechtlich besaß! Daß dies mein ernster und fester Wille schon ehe war, wird ihnen ein Brief beweisen, welchen ich schon vor Monatsfrist an sie schreiben ließ, ihnen darinne meinen Irthum, und das unglückliche Ende ihrer Tochter berichtete. Damals, als ich auch mein Kind als todt beweinte, war mir alles auf Erden gleichgültig. Ich erbot mich daher zum augenblicklichen Ersaz. Jezt, da ich die Geliebte meines Herzens wieder habe,

wünschte ich freilich auch, ihr ein Erbtheil zu hinterlassen, und hoffe von ihrer Großmuth leidliche Fristen zu erbitten, die mich in den Stand setzen, durch kluge Ersparung abzuzahlen, was mich zuvor von Verderben rettete! Der Herzog versicherte die Gräfin hoch und theuer, daß er nie einigen Ersaz verlangen, noch annehmen werde. Er bat sie vielmehr es als eine Vergeltung für die Begräbnißunkosten seiner Tochter anzunehmen, und da die Gräfin sich dessen weigerte, so wandte er sich an Emilien, und beschwor sie die erste Bitte ihres neuen Vaters zu erfüllen, die dann auch mit dankbarer Annehmung des kostbaren Geschenks den großmüthigen Streit endete.

Alles war nun munter und fröhlich, nur der alte Herzog nicht, der den Verlust seines Kindes noch zu neu, und zu sehr fühlte, um Theil an der Freude zu nehmen. Als man sich zur Abendtafel setzen wollte, fragte die Gräfin auf einmal Emilien: ob sie sich denn nicht mehr ihres Wolfgangs erinnere? Es ist doch nicht schön, fügte sie hinzu, daß du einen so zärtlichen Liebhaber so bald vergessen hast! — Emiliens Wangen färbten sich bei dieser Frage hochroth. Vergessen, erwiederte sie, werde ich ihn nie! er war wirklich meinem Herzen sehr theuer! sein Tod, seine Unschuld machen mir sein Andenken noch werther, und ich würde alles Unglück vergessen können, wenn er noch lebte!

Gräfin. Vielleicht ists möglich, daß er noch lebt! ich hielt dich auch sicher für todt, und genieſſe doch jezt die Wonne, dich wieder in meine Arme zu schlieſſen.

Emilie. Aber ich war Augenzeuge seines Todes!

Gräfin. Nur seiner Verwundung! Liebe Emilie! wie wenn er wirklich noch lebte?

Emilie. Noch? noch? o es ist nicht möglich!

Gräfin. Wenns aber doch wäre?

Emilie. Dann, ach dann! je nun! ich würde für Freude weinen, wenn ich ihn lebend wieder sehen könnte!

Gräfin. Die Freude soll dir werden; er wird heute mit uns speisen, und, wenn du willst, an deiner Seite sitzen.

Emilie. Ach nein! es ist nicht — — O sie, sie plagen mich und mein Herz vergebens! — Es ist ja nicht möglich!

Gräfin. Unglaubige! so sieh dich doch um! und strafe mich noch einmal Lügen!

In diesem Augenblicke trat Wolfgang, ein-

fach aber sehr sauber gekleidet, ins Zimmer. Er hatte schon lange zuvor Emiliens glückliche Ankunft erfahren, sie sogar die Treppe herauf eilen sehen, und hatte also Muse gehabt, sich zu fassen! aber alle diese Fassung verschwand, als er sich ihr näherte, ihre Hand küssen und zur glücklichen Ankunft gratuliren wollte. Er zitterte, bebte, Thränen der Freude stürzten aus seinen Augen. Er starrte Emilien an; und konnte nur seufzen.

Emilie befand sich in ähnlicher, aber noch weit verwirter Lage. Den Todtgeglaubten, den wirklich heiß Geliebten auf einmal und so plözlich wieder unschuldig und lebend vor sich stehen zu sehen, dies war ein Wonnegefühl für ihr Herz, das sie kaum zu tragen vermochte. Unwillkürlich reichte sie ihm ihre Hand, ergrief mit der andern die seinige, und sank endlich schluchzend in seine Arme. Die Gräfin sah tief gerührt der Wirkung der reinsten Liebe zu, und hinderte den Ausbruche derselben nicht. Herr Tartini, sagte sie zu Wolfgangen, sie haben recht! der Bund reiner Liebe ist fest, er dauert ewig! — Ja wohl ewig, rief er entzückt aus! Ewig! ewig! lallte Emilie nach!

Als sie sich von ihrer Freude, von ihrem Erstaunen ein wenig erhohlt hatte, fieng sie zu fragen an: wies möglich sey, daß er noch lebe? daß er so schrecklich verwundet, jezt ganz gesund

vor ihr stehe? Da meinen Lesern gleiche Fragen auf der Zunge schweben, so will ich sogleich seine Geschichte in möglichster Kürze ihnen und der fragenden Emilie zugleich erzählen.

Wolfgang hatte zwar wirklich durch den gottlosen Jacob zwei Dolchstiche erhalten. Aber einer davon hatte nur eine Rippe gebogen, der zweite war, indem sich Wolfgang schmerzhaft bei Empfang des ersten vorwärts krümte, an einer andern abgesprungen, und hatte zwar die halbe Seite aufgerizt, aber keinen innern Theil verlezt. Schmerz, Angst und Schrecken wirkten gleich stark auf ihn; er sank lebloß zu Boden. Der sonst so sicher treffende, und ihn eben so gewiß todtglaubende Bandit entsprang mit seinen Gehülfen, und Emilien trieb die Furcht sogleich vorwärts. Wolfgang erhohlte sich kurz darauf, und da sein Irwahn ihm jezt die Mörder wieder als Gehülfen des Zauberers schilderte, so sammlete er all seine Kräfte, und entfloh. Ungeachtet er seine Wunden fest zu verstopfen suchte, so blutete er doch sehr stark, und sank am Ausgange des Walds aufs neue kraftlos nieder. Dort fand ihn ein Hirte, der ihn mit sich nach seiner Herberge nahm, und liebreich pflegte. Da Leute dieser Art immer in der Arznei einige praktische Kenntnisse haben, so suchte er ihn auch mit dem Saft von ausgepreßten Kräutern zu heilen, und weil Wolfgangs Wunden nicht tödtlich, nicht einmal gefährlich waren, so wirkte seine Natur noch stär-

ker als die Arzney; er konnte nach vier Wochen schon sein Strohlager ganz geheilt verlassen.

Um diese Zeit erfuhr sein Wohlthäter, welcher in einer einsamen Hütte wohnte, durch einen Jäger, der bei seiner Heerde vorüber gieng, die ganze Räubergeschichte mit allen den Umständen, wie ich sie meinen Lesern schon erzählt habe. Die Nachricht, daß durch einige verwundete Räuber die ganze Geschichte sey entdeckt worden, erregte in dem Herzen des Hirtens Verdacht. Vielleicht, dachte er, ist mein Gast auch einer von diesen Verwundeten! die Gewißheit, daß er ein Italiener sey, bestärkte diesen Verdacht noch mehr. Um sich von jeder Theilnahme an solcher schrecklichen Sünde zu reinigen, überließ er die Heerde seinem Sohne, und eilte zum Gerichtsverweser der Gräfin, dem er alles entdeckte. Ganz natürlich war es nun, daß solcher aus dieser Erzählung noch grössern Verdacht schöpfte, und den armen Wolfgang sogleich durch ausgeschickte Gerichtsdiener arretiren, und aufs neue ins Gefängniß schleppen ließ. Die mit ihm vorgenommenen Verhöre bewiesen seine Unschuld. Die Gräfin erfuhr durch diese, daß ihr Savojarde noch lebe, und er wurde sogleich von ihr aus dem Gefängniß befreit. Durch Jacobs vorhergegangnes Geständniß war sie zwar, von ihrem Irthume, daß Wolfgang ein reicher Markis sey, und verborgne Schätze entdecken könne, ganz geheilt; da aber ihr Herz bey dem Verluste ihrer Tochter dem

Mitleide sehr geöffnet war; da dieser Unschuldige um ihretwillen so viel hatte leiden müssen, und am Ende dem Herzen ihrer Tochter so theuer geworden war; so sprach ihr Mitleid laut für den armen Jungen, dessen Wunden sich im Gefängnisse wieder verschlimmert hatten; sie ließ ihn also warten und pflegen, bis er vollkommen genaß.

Sie besuchte ihn unter dieser Zeit oft, und entdeckte manche gute Eigenschaft an ihm. Vorzüglich theuer wurde er ihr durch innige Theilnahme an dem Schmerz über Emiliens Verlust. Er beklagte diesen oft so schmelzend, so rührend, daß die Gräfin bitter mit ihm weinen, oft ihn zu trösten suchen mußte: kurz, es gieng ihr, wie dem alten Herzoge. Sie fühte eine Lücke in ihrem Herzen, und wünschte sie auszufüllen. Sie gab Wolfgangen den Titel eines Sekretairs; kleidete ihn anständig, und ließ ihn an ihrem Tische speisen. Wolfgang fühlte diese Wohlthaten tief, er studierte äusserst emsig und fleisig. Er schämte sich nicht, in seinem jezigen Alter erst schreiben zu lernen, um des Titels einmal würdig zu werden, den ihn seine Wohlthäterin anfangs so unverdient ertheilt hatte. Und dieser anhaltende Fleis, diese warme Dankbarkeit, diese nie sich mindernde Trauer über Emilien, gewannen das Herz der Gräfin so, daß sie wirklich bald als ihren Sohn ihn liebte; und schon hofte: er solle dereinst Emiliens Verlust, wenn auch nicht ersetzen, doch wenigstens ihr vermindern, als — Emilie jezt selbst erschien.

Wohin es nun sich lenkte, will ich nicht erst lange ausspinnen, denn meine Leser muthmassen es hoffentlich schon. Kurz, nach drei Monaten waren Emilie und Wolfgang Mann und Weib; waren es mit Bewilligung der gräflichen Mutter, und wenn einige meiner Leser sich etwann wundern, daß eine adeliche Dame so geschwind ihr einziges Kind an einem armen savoischen Bauernjungen verheurathen konnte, so bitte ich, sich gütigst zu erinnern, daß Emilie ein unehliches Kind war, nicht stambaummäßig ihre hohe Abkunft darthun, und folglich nie erwarten konnte, daß ein Aechtadelicher sie heurathen würde.

Der alte Herzog, dessen Herz jezt ganz an Emilien und ihrem Gatten hieng, war bei der Hochzeitfeyer noch zugegen. Er wollte zwar Anfangs mit seinem todten Kinde sogleich abreisen, da er aber durch einen Kourier die Nachricht erhielt, daß seine Frau, die den Tod ihrer Tochter aus der Gräfin Briefe, kurz nach seiner Abreise, erfahren hatte, von einem tödtlichen Schlag getroffen worden, und bereits ihr Leben geendet habe, so war er neues Trostes bedürftig, und ließ sich ihn willig aus dem Munde Emiliens reichen, die sich unaufhörlich, ihn zu ermuntern, bemühte.

Bald darauf verkaufte nach dem Rathe des Herzogs die Gräfin M... ihre Güter, und zog nebst ihren Kindern mit dem Herzoge nach Italien.

Durch sein Ansehen wurde Wolfgang dort im Adelstand erhoben; der Herzog schenkte ihm ansehnliche Besitzungen, und noch jezt blüht in grossen Ansehen und Reichthum die Familie Wolfgangs in Italien. Die Gräfin M... starb als Herzogin, denn dieser heurathete sie, und lebte in ihren, und seiner angenomnen Kinder Armen noch einige Jahre glücklich und zufrieden.

# Verzeichniß
einiger
# Bücher,
welche bei dem Akademie-Buchbinder **Uebel** zu Stuttgart in Commission zu haben sind.

---

Sammlung der merkwürdigsten altdeutschen Geschichten, enthält bis jezt und wird fortgesezt.

Geschichte der Gräfin Thekla von Thurn, oder Scenen aus dem dreisigjährigen Kriege, 2te Aufl. 2 Theile mit Kupfern 1 fl. 12 kr.

Walter von Montbarry, Großmeister des Tempelorden, 2te Aufl. 2 Theile mit Kupfern 1 fl. 36 kr.

Herrmann von Unna, eine Geschichte aus den Zeiten der Vehemgerichte, 2te Aufl. 2 Theile mit Kupfern 1 fl. 12 kr.

Veit Webers Sagen der Vorzeit, 2te Aufl. mit Musik und Kupfern, 4 Theile 3 fl. 15 kr.

Konradin von Schwaben, oder Geschichte des unglücklichen Enkels Kaiser Friedrich des Zweiten, 2te Aufl. 2 Theile 1 fl.

Hatto, Bischof von Mainz, eine Legende aus dem zehnten Jahrhundert, 2 Thle. mit Kupf. 1 fl.

Elisabeth, Erbin von Toggenburg, oder Geschichte der Frauen Sargans in der Schweiz, 2 Theile mit Kupfern 1 fl. 12 kr.

Alf von Dülmen, oder Geschichte Kaiser Philipps und seiner Töchter, 2 Th. mit Kupf. 1 fl.

Konrad und Siegfried von Feuchtwangen, Großmeister des Deutschen Ordens, 2 Theile mit Kupfern 1 fl. 12 kr.

Heinrich der Löwe, 2 Theile mit Kupfern 1 fl.

Gebhard, Truchseß von Waldburg, Kurfürst von Kölln, oder die astrologischen Fürsten, 2 Th. mit Kupfern 1 fl.

Ludwig der Springer, Graf von Thüringen, 2 Theile mit Kupfern 1 fl. 12 kr.

Das Turnier zu Prag, oder Geschichte des Königl. Prinzen Ladislaus, 2 Theile mit Kupf. 1 fl.

Margarethe von Oestreich, Gemahlin des unglücklichen Königs Heinrich von Hohenstauffen, 2 Theile mit Kupfern 1 fl.

Veit Webers Holzschnitte, 1ter Theil mit Kupf. enthält die Betfahrt des Bruders Gramsalbus 45 kr.

Ruinen der Vorzeit, 2 Theile mit Kupf. 48 kr.

Hasper a Spada, eine Sage aus dem dreizehnten Jahrhundert, 2 Theile mit Kupf. 1 fl. 12 kr.

Die Edlen der Vorwelt, 2 Th. mit Kupf. 54 kr.

Sammlung auserlesener Schriften älterer und neuerer Zeit, enthält bis jezt und wird fortgesezt.

Die Leiden der Orthenbergischen Familie von Kozebue, 2 Theile mit Kupf. 48 kr.

Leopoldine, von Fr. Schulz, 2 Theile mit Kupf. 48 kr.

Die heutige Welt, ein lebhaftes Gemälde der Sitten und Lebensart zerschiedener Stände, 2 Theile mit Kupf. 1 fl.

Der Mäusefallen- und Hechelkrämer, eine Ge-

schichte wunderbar und doch ganz natürlich, mit Kupf. 30 kr.

Der Alte überall und nirgend, eine Geistergeschichte von Spieß, 2 Theile mit Kupf. 45 kr.

Neue Biographien der Selbstmörder, von Albrecht, 4 Theile mit Kupf. 1 fl. 30 kr.

Das Petermännchen, eine Geistergeschichte aus dem dreyzehnten Jahrhundert, 2 Theile mit Kupf. 48 kr.

Sammlung politischer Lebensgeschichte, Romanen und Reisen, enthält bis jezt und wird fortgesezt.

Leben und Meinungen, auch seltsame Abentheuer Erasmus Schleichers, eines reisenden Mechanikers, 4 Theile mit Kupf. 2 fl. 24 kr.

Leben und Meinungen, auch seltsame Abentheuer Paul Ysop, eines reducirten Hofnarren 2 Th. mit Musik und Kupf. 1 fl. 12 kr.

Annalen der Geschichte Frankreichs, 1ter Theil mit Kupfern, Pränumerationspreiß, welcher noch bis Michaeli offen stehet 48 kr.

An Philipp Adam Küstin, Neufränkischen Bürger und General 36 kr.

Archenholz, die Jacobiner, eine historische Beschreibung, nebst genauer Kenntniß derselben 12 kr.

Abhandlung über die Polizeyverfassung in Frankreich 45 kr.

Berghofers Schriften, 1792. 30 kr.

Campe, Revolutionen, 3 Theile 1 fl. 24 kr.

Gottfried von Boullion, oder das eroberte Jerusalem, 2 Theile mit Kupfern 1 fl. 15 kr.

Gemeinnüziges Arzneibuch, oder praktische Abhandlung von den unentbehrlichsten Arzneymitteln, ihrer Anwendung in den verschiedenen Krankheiten des menschlichen Körpers, und den besten Formlen, in welche sie verwandelt werden können, zum Gebrauch für angehende Aerzte, praktische Chirurgen, und Kranke, die sich selbst helfen wollen 48 kr.

Hübners Gedichte, mit Musik, von Schubart und Abeille, 2 Theile 1 fl. 15 kr.

Jacobs Logik, 1793. 1 fl. 15 kr.

Kern menschlicher Weisheit und Klugheit, nebst einem Anhang von nöthigen Gesundheitsregeln, ein Handbuch für alle Menschen, die ihre Glückseligkeit lieben 36 kr.

Kongräves sämmtliche Werke, 1ter Theil 45 kr.

Kozebue, die jüngsten Kinder meiner Launen 30 kr.

Neue aufgefundene Gedichte Ossians, 1792. 45 kr.

Oden eines Franciscanermönchs auf den Rettertod Leopolds von Braunschweig 4 kr.

Procopio, Italiänische Sprachlehre 1 fl.

Schlotterbeks Fabeln und Erzählungen 30 kr.

Schneiders freymüthige Gedanken über den Werth und Brauchbarkeit der Chrysostomischen Erklärungs-Rede über das neue Testament 12 kr.

— christliche Toleranz-Predigten 6 kr.

Sander, über die Vorsehung, 3 Th. 1 fl. 30 kr.

Salomon Löw, vollständiges Rechenbuch, 2 Theile 3 fl.

Sechs deutsche Tänze mit Text aufs Klavier, von Hofmusikus Dietter, broschirt 30 kr.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Spiess, Christian Heinrich,

Der Mäusefallen und Hechelkrämer eine Geschichte sehr wunderbar und doch ganz natürlich

Frankfurt u.a. 1793

P.o.germ. 1405 d
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10120415-6
VD18 14714027-001